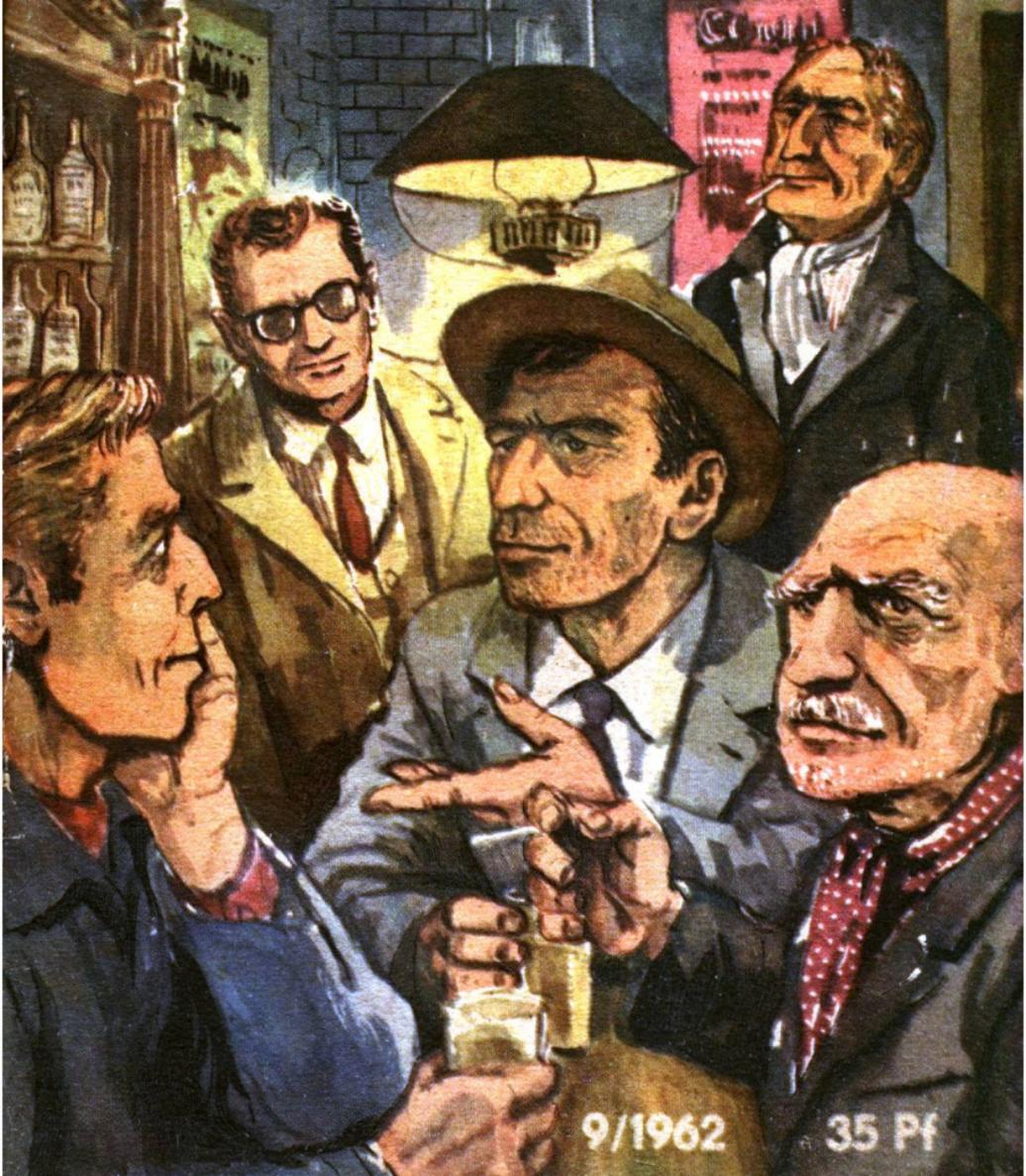


ROB DAY'S phantastische Maschine



9/1962

35 Pf

KLEINE JUGENDREIHE

Rob Days
phantastische Maschine

und andere seltsame Geschichten

VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT

BERLIN 1962

13. Jahrgang, 1. Maiheft

Originaltitel: Машина „ЭС“ Модель № 1

Диверсант с „Юпитера“ • Пробуждение профессора Верна
Czy pan istnieje, Mr. Johns?

Die Erzählung „Professor Berns Auferstehen“ erscheint mit freundlicher Genehmigung der Redaktion „Sowjetliteratur“, Moskau

Umschlag und Illustrationen: Paul Rosié.

A. Dneprow

Rob Days phantastische Maschine

Groteske

Sie unterhielten sich über die unbegrenzten Möglichkeiten der modernen Technik. Zuerst über Kühlschränke und Autos und schließlich über Fernsehen, Düsenflugzeuge und ferngesteuerte Raketen. Jeder der Anwesenden drückte sich so aus, als sei er ein großer Fachmann auf seinem Gebiet, obwohl alles, was gesagt wurde, aus den illustrierten Beilagen der Sonntagszeitungen stammte.

Natürlich kam die Rede auch auf die Kybernetik. Über diese neue Wissenschaft sprachen sie aus irgendeinem Grunde halb flüsternd, zaghaft und geheimnisvoll — wie man etwa vor fünfzig Jahren noch über Hypnose und vor hundert Jahren über Gespenster gesprochen hat. Aber das Bewußtsein, daß es die Kybernetik und kybernetische Maschinen wirklich gab, verlieh den Männern allmählich Mut.

„*Wir* bauen sie, *wir*“, flüsterte begeistert ein großer Blonder, der eine verschlissene blaue Arbeitsbluse trug. Er streckte die Hände aus und spreizte seine dicken Finger. „Seht ihr die roten Flecke? Das kommt vom Zinn. Von früh bis abends löte ich diese verdammten Maschinen. Wieviel Leitungen, Röhren und dergleichen Zeug! Innen drin sieht's aus wie in einer riesigen Radioanlage. Und stellt euch vor — das alles funktioniert. Großartig, diese Technik, was? Mit ihrer Hilfe kann man Flugzeuge abschießen. Und sie sagt einem voraus, wen man heiraten wird.“

„Ein alter Hut, mein Lieber“, krächzte mißmutig ein

kahlköpfiger Landstreicher und fuhr mit flattrigen Händen über das schmutzige Tischtuch. „Diese Dinger sagen einem nicht nur voraus, wen man heiraten wird, sie wählen auch Gouverneure. Es ist noch gar nicht so lange her, da wählte die Elektronenbestie ‚Univac‘ den Gouverneur des Staates Nevada. Und die Obrigkeit zu wählen ist doch immerhin noch ganz was anderes, als einem die zukünftige Frau auszusuchen!“

„Es heißt sogar, bei der Polizei haben sie eine Maschine, die vorhersagt, wo und wann ein Einbruch geplant wird. Wenn die Bürschchen zum Tatort kommen, steht die Polente schon da“, quäkte ein verdächtig aussehendes Individuum mit schwarzer Brille, sich ängstlich zusammenkauern.

„Stimmt, so was gibt’s. Das Gericht und auch die Untersuchungsbehörde haben sich derartige Maschinen zugelegt. Stellt euch vor — da fragt einen dieses Monstrum völlig unsinniges Zeug, und man hat nur mit ‚ja‘ oder ‚nein‘ zu antworten. Weiß der Teufel, wo es ‚ja‘ heißen muß und wo ‚nein‘. Besonders wenn es Fragen sind wie: ‚Möchten Sie mal den Mond besuchen?‘ oder ‚Wurden Sie als Kind von Hunden gebissen?‘. Nachdem man so, wohl oder übel, an die hundert Fragen ausgespuckt hat, sagt die Maschine plötzlich: ‚Handschellen anlegen! Der hat zehn Jahre Zuchthaus verdient.‘ So sieht’s aus.“

„Diese Maschinen sind unser aller Verderb“, krächzte der kahlköpfige Landstreicher. „Bald werden sie uns völlig ersetzen. Sie werden an unserer Stelle leben, Bier trinken, ins Kino gehen, und es wird nichts geben, was sie nicht selbst erledigen.“

„Klug sind sie, diese Maschinen, einfach genial. Sie werden in der ganzen Welt Wohlstand und Ordnung einführen. Das Chaos wird verschwinden, das Geschäft blühen!“ deklamierte pathetisch ein dem Alkohol verfal-

lener, aber recht intelligent wirkender Mann; in seinem Frack — wer weiß, dank welcher Umstände er ihm geblieben war — stach er seltsam von seinen Kumpanen ab.

„Was sagen Sie da?! Das Chaos wird verschwinden und das Geschäft blühen? Daß ich nicht lache! Meinen Sie etwa, Sie haben hier Grünschnäbel vor sich? Von der Elektronik verstehen Sie soviel wie ich vom Seelenleben der Maikäfer. Das ist doch alles leeres Geschwätz! Geben Sie sich nur keinen Hoffnungen hin.“, sprudelte hitzig ein vierschrötiger Kerl hervor, dessen hochrotes Gesicht von rötlichen Bartstoppeln bedeckt war.

„Wer sind Sie denn eigentlich, wenn die Frage erlaubt ist, Claude Shannon oder Norbert Wiener?“ bemerkte der Intelligente bissig.

„Ich bin weder Wiener noch Shannon. Aber die Elektronik steht mir jetzt bis hier“, entgegnete der andere und fuhr sich mit der Handkante vielsagend über den schweißigen Hals.

„Er hat wohl wegen eines nichtregistrierten Radios blechen müssen“, kicherte der Kerl mit der schwarzen Brille.

„Oder ist für ein paar Monate eingelocht worden, weil er mit durchgebrannten Rundfunkröhren gehandelt hat!“

„Sie irren, Gentlemen. Falls es Sie interessiert: Ich kenne diese verdammten Elektronenmaschinen nur allzu gut. Ja, mehr als das — soll sie der Teufel holen!“

„Damned! Es sieht so aus, als hätten sie ihn in eine faule Angelegenheit verwickelt!“ rief der kahlköpfige Landstreicher, plötzlich munter geworden.

„Viel schlimmer“, brummte finster der Mann mit dem hochroten Gesicht und setzte sich näher zu der übrigen Gesellschaft.

„Ich heiße Rob Day. Vielleicht haben Sie schon von mir gehört? Ich war mal in einem Film zu sehen.“

„Nein, nie gehört“, sagte der Intelligente.

„Das ist auch nicht wichtig. Den Elektronenmaschinen traue ich jedenfalls für keinen Cent. In dem, was über sie geredet wird, steckt nicht mehr Wahrheit als in der Sonntagspredigt.“

In tiefer Melancholie schlürfte Rob Day seinen billigen Whisky.

„Erzähl doch mal, was los war“, drängte der Kerl mit der schwarzen Brille.

„In unserem gesegneten Land gibt es ein Unternehmen, das mit elektronischen Geräten für den individuellen Bedarf Reklame macht. Eines schönen Tages entfaltet man die Zeitung und liest: Sir, sollten Sie die Gesellschaft eines netten Gesprächspartners entbehren, sind Sie einsam und sehnen sich nach einer Lebenskameradin, brauchen Sie einen guten Rat, wie Ihre zerrütteten Verhältnisse wieder geordnet werden können, dann wenden Sie sich vertrauensvoll an uns. Die Gebrüder Crooks und Co. mit ihren hervorragenden Ingenieuren bieten Ihnen Ihre Dienste an. Schreiben Sie uns Ihre Wünsche, und wir fertigen Ihnen nach Ihrer Bestellung eine denkende Elektronenmaschine an, die jede Lücke in Ihrem persönlichen Leben ausfüllen wird. Billig, zuverlässig, mit Garantie. In Erwartung Ihrer Aufträge verbleiben wir hochachtungsvoll! Gebrüder Crooks und Co.“

Zu der Zeit, als ich diese Annonce las, hatte ich stets noch soviel Moneten in der Tasche, um damit als junger, unverheirateter Bursche ein anständiges Leben fristen zu können.

Nun aber überlegte ich: Es gibt Elektronenmaschinen, die einem die Braut aussuchen, die den Gouverneur wählen, Gauner einfangen und sensationelle Kinoreißer verfassen. Auf Schritt und Tritt heißt es: Das hat die Elektronenmaschine gemacht, das war nur dank der

Elektronenmaschine möglich, das kann einzig und allein die Elektronenmaschine — kurzum, die Elektronenmaschine ist wie Aladins Wunderlampe aus ‚Tausendundeine Nacht‘.

Von all diesem Geschwätz beeindruckt, beschloß ich nun, bei den Gebrüdern Crooks ein solches Exemplar für den persönlichen Bedarf zu bestellen. Meine Wünsche formulierte ich sehr einfach: ‚Ich möchte eine Elektronenmaschine, die mich in Geldangelegenheiten berät. Ich will reich werden.‘ Punkt.

Und was glauben Sie: Nach etwa einem Monat hält in der Fünfundzwanzigsten Straße vor dem Haus, wo ich wohne, ein Lastwagen mit einer riesigen Kiste, in der so etwas wie ein Klavier verpackt ist. Zwei junge Männer klingeln bei mir.

‚Wohnt hier Rob Day?‘

‚Ja.‘

‚Haben Sie eine Maschine für Geldangelegenheiten bestellt?‘

‚Ja.‘

‚Bitte, wo sollen wir sie aufbauen?‘

Ich führe die beiden in meine Wohnung, und sie schleppen das Klavier herein.

‚Was kostet der Spaß?‘ frage ich.

‚Zehntausend Dollar.‘

‚Sie sind wohl verrückt geworden!‘ tobe ich los.

‚Nein, Sir, das ist der Preis. Aber das Geld brauchen Sie nicht sofort zu zahlen, sondern erst, wenn Sie sich davon überzeugt haben, daß die Maschine Sie voll zufriedenstellt.‘

‚Okey! Dann hol sie der Teufel, mag sie hierbleiben. Aber jetzt zeigen Sie mir erst einmal, wie ich mit ihr umgehen muß.‘

‚Sehr einfach, Sir. In die Maschine sind außer analytischen Gebilden vier Rundfunkempfänger und ein Fernseh-

gerät eingebaut. Diese Apparate werden Tag und Nacht alle Rundfunk- und Fernsehsendungen abhören. Sie aber, Mister Day, müssen in die längliche Fuge unter der Klaviatur täglich mindestens drei neue Zeitungen einlegen. Die Maschine wertet sorgfältig sämtliche Informationen über die wirtschaftliche und politische Lage des Landes aus und gibt Ihnen daraufhin Ratschläge für Ihre Geldangelegenheiten.‘

„Erklären Sie das genauer.‘

„Eine Woche lang sammelt die Maschine ihre Gedanken und analysiert alle Mitteilungen. Jetzt können Sie zur Tat schreiten. Richten Sie Ihr Augenmerk bitte auf diese Klaviatur mit den Ziffern. Hier sehen Sie fünf Register. Das oberste für die Hunderttausender, das nächste für die Zehntausender und so fort. Nehmen wir an, Sie wollen fünftausend Dollar setzen. Dann wählen Sie also diese Ziffer auf der Klaviatur und treten mit dem Fuß auf das Pedal. Aus dem Schlitz an der Seite kommt daraufhin ein Papierstreifen, auf dem gedruckt steht, was Sie mit der angegebenen Summe tun müssen, um den größtmöglichen Gewinn zu erzielen.‘

Wie Sie sehen, kann man sich gar nichts Einfacheres vorstellen. Die Burschen schlossen die Maschine ER-I noch an das Stromnetz an und verschwanden.“

„Was heißt eigentlich ER?“ fragte jemand.

„ER bedeutet Elektronischer Ratgeber. Offengestanden konnte ich kaum erwarten, bis die Woche um war. Jeden Tag steckte ich drei Zeitungen in das Klavier, lauschte staunend, wie innen das Papier knisterte, und beobachtete, wie die Zeitungen hinten wieder herauskrochen. Sie waren umgeblättert und lagen mit der Rückseite nach oben. Die Elektronenbestie hatte sie von A bis Z durchgelesen. In der Maschine sumnte und brummte es wie in einem Bienenkorb.

Endlich war der heißersehnte Tag da, an dem mein Ratgeber genügend Informationen geschluckt hatte.

Ich stand vor der Klaviatur und überlegte lange, was ich wählen sollte. Natürlich war ich nicht so dumm, sofort eine große Geldsumme einzusetzen. Deshalb drückte ich zaghaft auf die Taste mit der Aufschrift ‚Ein Dollar‘ und trat mit dem Fuß auf das Pedal. Und was soll ich Ihnen sagen, noch war ich nicht recht zur Besinnung gekommen, da kroch aus dem Seitenschlitz auch schon ein Papierstreifen, auf dem die Worte standen: Spendiere um sieben Uhr abends in der ‚Kosmos-Bar‘ an der Ecke der Fünf- undneunzigsten und Einunddreißigsten Straße Jack Linder ein Bier.

Ich machte mich also auf den Weg. Noch wußte ich nicht, wer jener Jack Linder war, aber als ich in die Bar trat, hörte ich schon von allen Seiten: ‚Jack Linder ist ein Glückspilz! Jack Linder ist eine Seele von Mensch! Jack Linder ist die Güte in Person!‘ Und nach einer Minute war mir klar, was diese Lobhudelei bezweckte. Jack Linder hatte einen reichen australischen Verwandten beerbt. Selbstgefällig lächelnd, stand er an der Theke. Ich trat auf ihn zu und sagte: ‚Gestatten Sie mir, Sir, daß ich Sie zu einem Glas Bier einlade?‘ Und ohne die Antwort abzuwarten, schob ich ihm ein Bier für genau einen Dollar hin.

Die Reaktion Jack Linders war erschütternd. Er umarmte mich, küßte mich auf beide Wangen und, indem er mir eine Fünfdollarnote in die Tasche steckte, stammelte er ergriffen: ‚Endlich habe ich unter einem Rudel von Speichelleckern einen anständigen Menschen getroffen: Nimm, mein lieber Freund, nimm, zier dich nicht. Das gehört dir, weil du ein gutes Herz hast.‘

Mit Tränen der Rührung verließ ich das Lokal und freute mich darüber, wie klug doch die Bestie ER-I war.

Nach dem ersten Erfolg wuchs mein Vertrauen zu der Maschine erheblich, und ich setzte nun zehn Dollar ein.

Die Maschine riet mir, fünf Regenschirme zu kaufen, und schickte mich zu einem Wucherer, dessen Adresse sie



mir gegeben hatte. Kaum erblickte mich die Frau des Wucherers, da riß sie mir die Schirme aus der Hand und gab mir zwanzig Dollar. In der Wohnung über ihr war nämlich ein Rohrbruch, und die Stadtverwaltung weigerte sich, die Reparaturen auszuführen, weil die längst fällige Miete noch ausstand.

Das nächste Mal verwandelte ich hundertfünfzig Dollar in vierhundert. Das geschah folgendermaßen: Die Maschine hatte mir befohlen, zum Hauptbahnhof zu gehen und mich vor den Schnellzug zu legen, der nach Chicago abfahren sollte. Ich muß gestehen, daß ich lange schwankte, bevor ich mich zu diesem Schritt entschloß. Aber dann ging ich doch hin und legte mich auf die Schienen. Es ist kein sehr angenehmes Gefühl, das Vibrieren einer E-Lok direkt über sich zu spüren. Schon ertönten zwei Klingelzeichen, und der Zug gab ein Pfeifsignal, doch ich blieb liegen. Ein Polizist kam angerannt.

„Steh auf, du Vagabund!“ brüllte er.

Ich rührte mich nicht, aber mein Herz klopfte so wild, als wollte es mir die Brust zersprengen. Er versuchte mich wegzuzerren, doch ich stemmte mich aus Leibeskräften dagegen. Er trat mich mit den Füßen, aber ich klammerte mich an den Schienen fest.

„Schmeißt den Idioten von den Gleisen herunter!“ schrie der Lokomotivführer. „Seinetwegen hat der Zug schon fünf Minuten Verspätung!“

Nun stürzten sich mehrere Leute gleichzeitig auf mich und schleiften mich zur Bahnpolizei. Dort brummte man mir eine Strafe von genau hundertfünfzig Dollar auf. Das also ist die Hilfe der ER-I! dachte ich bitter.

Wie ein begossener Pudel trat ich aus dem Revier und — sah mich plötzlich von einer Menschenmenge umringt.

„Das ist er! Das ist er! Hebt ihn auf die Schultern!“ schrien alle.

„Was ist denn los“, rief ich. „Wofür denn das?“

„Er fragt auch noch! Ohne Sie wären wir jetzt alle hin und erledigt!“

„Aber wieso denn?“

„Sie haben doch den Zug nach Chicago aufgehalten. Wären wir nur fünf Minuten früher abgefahren, dann ...“

Gleich hinter dem Bahnhof waren nämlich die Schienen herausgerissen. Ein Hurra unserem Retter!‘

Endlich hatte ich verstanden und hielt folgende Ansprache: ‚Ladies and Gentlemen! Ihre Hurrarufe haben mich entzückt. Aber für meine Heldentat mußte ich mit hundertfünfzig Dollar Strafe büßen ...‘

Nach diesen Worten begannen alle, die um mich herumstanden, Geld in meine Taschen zu stopfen. Zu Hause zählte ich es nach. Vierhundert Dollar, auf den Cent genau. Zärtlich streichelte ich die glatten Seiten meiner ER-I und wischte mit einem Tuch den Staub von ihr ab. Dann stellte ich sie auf fünfhundert Dollar ein und drückte das Pedal herunter. Es erschien der Ratschlag: Kleide dich sofort neu ein, geh auf die Brooklyn-Brücke und spring zwischen dem fünften und sechsten Pfeiler in den Hudson.

Nach meinem Abenteuer auf dem Hauptbahnhof konnte mich nichts mehr schrecken. Trotz der späten Abendstunde fand ich in der Fünften Avenue noch ein Konfektionsgeschäft geöffnet. Ich kaufte mir das Eleganteste vom Eleganten, zog mich an wie zur Hochzeit und machte mich auf den Weg, um in den Hudson zu springen.

Als ich mich über das Geländer beugte und in den schwarzen Abgrund hinabblickte, wo das schmutzige Wasser unseres vielgepriesenen Stromes dahinfloß, lief es mir kalt den Rücken herunter. Das war noch schrecklicher, als sich vor einen Zug zu legen. Aber ich vertraute meiner Maschine bereits grenzenlos und stürzte mich mit fest zusammengekniffenen Augen in die Tiefe. Und da geschah das Unglaubliche. Durch die geschlossenen Lider hindurch spürte ich mich plötzlich von blendendem Licht angestrahlt. Alles um mich herum war in gleißende Helligkeit getaucht, Sekunden später prallte ich gegen etwas Weiches und Elastisches, wurde wieder emporgeschleudert, fiel abermals nieder und blieb schließlich in der Luft

hängen. Ich öffnete die Augen und bemerkte, daß ich in einem feinmaschigen Netz lag, das zwischen den Pfeilern aufgespannt war. Unter der Brücke standen grelle Scheinwerfer, neben denen sich menschliche Silhouetten abzeichneten. Jemand rief durch ein Sprachrohr: „Bravo! Ein Prachtker! Kriechen Sie hier heraus.“

Man zog mich nach oben und schüttelte mir die Hand. Dann trat jemand auf mich zu und streckte mir ein Bündel Geldscheine entgegen.

„Hier“, sagte er, „das Honorar. Und kommen Sie in einer Woche ins Filmtheater Homunkulus. Dort können Sie sich in der Rolle eines Selbstmörders sehen, in der wir Sie soeben gefilmt haben. Das hier sind fünfzehnhundert Dollar. Wenn der Film angelaufen ist, erhalten Sie die restlichen fünfhundert.“

Eine Woche lang ging ich Tag für Tag zu allen Vorstellungen ins „Homunkulus“ und betrachtete mich in meiner Rolle als Selbstmörder. Die fünf hundred Dollar habe ich nie erhalten. Für genau diese Summe hätte ich mich an mir selbst satt gesehen, erklärte man mir.

Bald danach kamen die Vertreter der Firma Gebrüder Crooks zu mir, und freudig bezahlte ich meine Elektronenmaschine. Jetzt endlich gehörte sie mir, mit Leib und Seele.

Das nächste Unternehmen, das mir die Elektronenmaschine empfahl, war meine Vermählung mit einer alten Lady, aus der Parkavenue. Die Heirat kostete mich tausend Dollar. Nach fünf Tagen starb die Lady und hinterließ mir einen Scheck über fünftausend Dollar.

Diese Summe verwandelte ich in eine alte, halbverfallene Ranch im Staate Nevada. Die Regierung wollte dort ihre fünfte atomare Versuchsserie durchführen und zahlte mir als Entschädigung für mein Eigentum fünfzehntausend Dollar. Für dieses Geld erwarb ich bei einem Kanadier

pazifische Krabben, die ich an Ort und Stelle dem Restaurant Ritz für dreißigtausend Dollar weiterverkaufte. Wie durch ein Wunder waren meine Krabben die einzigen auf dem inländischen Markt, deren radioaktiver Gehalt die zulässige Grenze nicht überschritt.

Nach all diesen vorteilhaften Geschäften beschloß ich, Millionär zu werden.

Und so wählte ich eines schönen Tages — nachdem ich noch ein kurzes Stoßgebet gesprochen hatte — auf der Klaviatur meines Ratgebers eine fünfstellige Zahl; damit setzte ich alles ein, was ich in diesem Augenblick besaß. Dann drückte ich das Pedal herunter. Niemals werde ich jenen Abend vergessen.

Von dem Streifen war lange Zeit überhaupt nichts zu sehen. Dann zeigte sich ein Ende, zog sich aber sogleich wieder zurück. Im Innern der Maschine heulte und rasselte es. Da plötzlich — ich verlor schon fast die Geduld — erschien der Streifen mit einem Rat, dessen ich mich bis zum Grabe erinnern werde. Verbrenne alles Geld, das du besitzt, im Kamin.

Lange kratzte ich mir den Kopf, unschlüssig, ob ich diesem Rat folgen sollte oder nicht. Aber mein Vertrauen zu der Maschine war so groß, daß ich schließlich im Kamin Feuer anzündete und alle meine Dollars in die Flammen warf. Während ich dabeisaß und zusah, wie sich mein sauerverdientes Geld in Asche verwandelte, erwartete ich in freudiger Erregung, daß nun gleich das fällige Wunder geschehen würde. Ich konnte es mir beim besten Willen nicht vorstellen, meine kluge Elektronenbestie jedoch mußte sich dank der Analyse der politischen und ökonomischen Lage schon längst über alles im klaren sein.

Die Geldscheine verbrannten, ich stocherte sogar mit dem Feuerhaken in der Asche herum, aber kein Wunder geschah. Es kommt noch, es kommt ganz gewiß! redete ich

mir ein; aufgeregt lief ich im Zimmer hin und her und rieb mir die Hände.

Es verging eine Stunde, es vergingen zwei Stunden, aber das Wunder geschah nicht. Ratlos stand ich vor meinem Klavier.

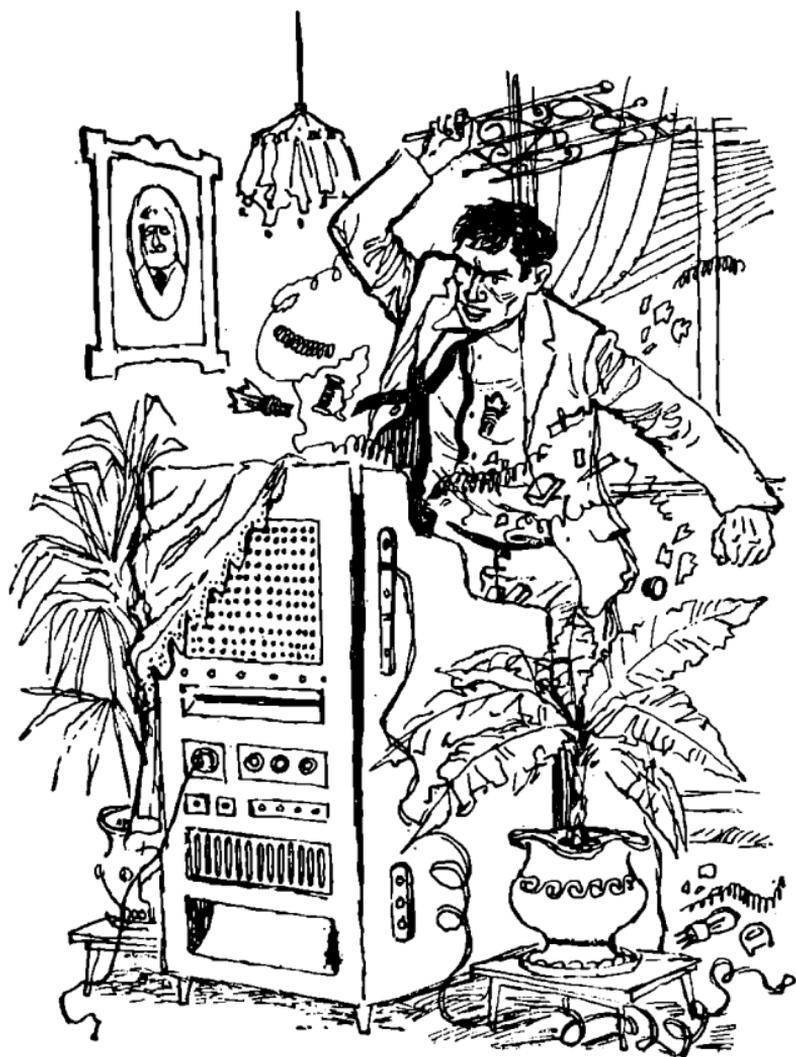
„Nun?“ fragte ich.

Keine Antwort.

„Los doch! Gib das Geld zurück!“ schrie ich.

Die Maschine verharrte in verdächtigem Schweigen. Eigentlich konnte sie ja auch gar nicht sprechen. Schließlich verlor ich vollends den Kopf und wählte auf den Tasten abermals die Einsatzsumme, obwohl ich sie schon gar nicht mehr besaß. Als ich das Pedal herunterdrückte, geschah etwas höchst Empörendes: Ein Telegrafentreifen mit lauter Nullen kroch heraus. Nichts als Nullen, kein einziges erklärendes Wort! Wütend hieb ich mit den Fäusten auf die Maschine ein und trat sie mit Füßen, doch sie ließ sich nicht beirren. Nur Nullen kamen aus ihr hervor. Das verhetzte mich in eine solche Raserei, daß ich das gußeiserne Kamingitter ergriff und damit aus Leibeskräften auf den elektronischen Ratgeber losschlug. Die Splitter des Gehäuses flogen nach allen Seiten, das Band stockte, der Mechanismus schwieg. Aber in meiner Verzweiflung fuhr ich fort, den elektronischen Leierkasten zu zertrümmern, bis nur noch ein Haufen von Splintern, zerschlagenem Glas und formlosen Drahtknäulen — ein wüstes Chaos übrigblieb.

Dann warf ich mich auf die Couch, preßte die Fäuste gegen die Schläfen und heulte wie ein angeschossener Panther. Es gab nichts, was ich nicht verflucht hätte, von den Röhren bis zu den aus ihnen gefertigten elektronischen Ratgebern. Während dieses Wutanfalls warf ich einen Blick auf das von meiner Maschine übriggebliebene Gerümpel und entdeckte ein Stück Band mit Buchstaben.



Ich wurde fast wahnsinnig, als ich las, was dort stand und was mir das elektronische Luder nicht hatte mitteilen wollen: Verkaufe mich, füge dem Erlös alles Geld hinzu, das du besitzt, und kaufe bei den Gebrüdern Crooks und Co. die vervollkommnete Maschine ER-II.“

„Aber wieso behauptest du, daß die Maschine dir nicht die Wahrheit sagen wollte“, wurde Rob von dem kahlköpfigen Landstreicher gefragt, der beim Anhören der Geschichte wieder völlig nüchtern geworden war. „Vielleicht hatte das Ding ganz einfach einen Defekt.“

„Ach, der Teufel soll sie holen, es ist sonnenklar, daß sie es absichtlich getan hat. Sie riet mir ganz bewußt, das Geld zu verbrennen, damit ich sie nicht verkaufe. Aber sie hat mein Temperament nicht einkalkuliert: Denn darüber steht nichts in den Zeitungen.“

„Seltsam“, bemerkte der intelligent wirkende Mann im Frack. „Sie hat das also getan, weil sie sich nicht von Ihnen trennen wollte?“

„Genau das. Sie hatte sich so an mich gewöhnt. In der letzten Zeit, als es mir besonders gut gegangen war, hatte ich sie wie eine Braut verhätschelt. Ich hatte eine seidene Decke über sie gebreitet und sie jeden Tag mit einem weichen Tuch poliert. Sogar einige Topfpalmen hatte ich gekauft und um sie herum aufgestellt. Statt drei Zeitungen las sie bei mir alle zehn. Und was war der Dank? Als ich sie gemäß der politischen und wirtschaftlichen Lage hätte verkaufen und die neue, vervollkommnete ER-II erwerben sollen, betrog mich diese falsche Schlange in ihrem seelenlosen Egoismus.“

„So sieht also das Jahrhundert aus, in dem wir leben“, bemerkte tiefsinnig der blonde Mann im blauen Arbeitskittel, „nicht einmal den Elektronenmaschinen kann man mehr trauen . . .“

Mit einem tiefen Seufzer erhoben sich die Gäste und verließen einer nach dem anderen das Lokal. Als letzter ging Rob Day.

Deutsch von Rolf Bräuer

A. Denprow

Der Diversant

Wissenschaftlich-phantastische Erzählung

1

Auf Befehl des Kommandostabes wurde unsere Kompanie im Mai 195... vom Flugzeugträger „Jupiter“ abgezogen und an Land gesetzt. Alles verlief streng geheim. Der Schlepper warf in der Nacht los und machte auch nachts am Ufer fest. Ziel und Zweck der Fahrt waren unbekannt. Erst später erfuhren wir, daß uns dieser Staat gemäß einem Abkommen „eingeladen“ hatte, auf seinem Territorium gewisse Arbeiten auszuführen.

Jetzt ist das schon kein Geheimnis mehr. Die ganze Welt weiß davon. Wir legten einen Startplatz für gesteuerte Mittelstreckenraketen an. Gegen wen diese Raketen gerichtet waren, ist gleichfalls bekannt.

Unsere Kompanie wurde also spätnachts an Land gesetzt. Nach einem Gewaltmarsch von zwei Meilen landeinwärts schlugen wir in einem kleinen Tal inmitten sanft abfallender waldbestandener Berge ein Lager auf und schafften unser Gepäck in die Zelle. Hierauf fuhr der Schlepper wieder zum Flugzeugträger zurück, wir aber blieben da unter der Aufsicht unseres Kommandeurs Captain Hooks, des Stabsarztes Willard und eines Ingenieuroffiziers im Majorsrang, dem die Leitung der Arbeiten übertragen war.

Mit Schaufeln und Walzen ausgerüstet, gingen wir daran, den Boden zu ebnen, der später mit einer Betondecke versehen und auf dem die Abschlußrampen errichtet werden sollten. Wir ließen uns Zeit bei der Arbeit.

So verstrichen etwa zwei Wochen. Da kam von irgendwoher aus dem Bergwald ein Raupenschlepper mit zwei Anhängern, auf denen unter Planen geheime Vorrichtungen lagen. Aus dem Fahrerhaus kletterte Colonel Bradey. Er war hochaufgeschossen und hager, und sein stechender Blick verhieß nichts Gutes.

Am Tag der Ankunft dieses Lastzuges begann alles.

Beim Morgenappell stellte sich heraus, daß der Soldat Wilkins erkrankt war. Er hatte hohe Temperatur, erbrach sich und phantasierte.

„Wohl den Magen verdorben oder einfach erkältet“, vermutete unser Captain.

Er schickte den Arzt zu Wilkins. Der kam nach der Untersuchung erregt aus dem Zelt und teilte dem Kommandeur lange halblaut etwas mit.

„Das kann nicht sein“, hörten wir Hooks sagen. „Dieses Gelände ist vorher geprüft worden. Untersuchen Sie ihn mal gründlicher.“

Stabsarzt Willard ging wieder ins Zelt. Eine halbe Stunde später kam er noch aufgeregter heraus. Danach versammelten sich alle Offiziere und unterhielten sich geraume Zeit.

„Muß 'ne ernste Krankheit sein“, meinte der lange Dick.

Inzwischen ließen die Offiziere Funker Smith holen.

„Verbindung mit Station X 276 herstellen. Sofort diese chiffrierte Meldung durchgeben.“

Smith funkte eine Reihe von Zahlen in den Äther, die ihm Colonel Bradey aufgeschrieben hatte. Eine Stunde später erhielt er die Antwort und überbrachte sie dem Colonel. Hierauf berieten die Offiziere erneut.

Als sie merkten, daß wir sie voller Unruhe beobachteten, ließen sie uns antreten, und Colonel Bradey hielt eine Ansprache:

„Soldaten! Es besteht kein Grund zur Aufregung. Mit

Wilkins ist nichts Besonderes passiert. Er hat eine hiesige Krankheit. Morgen kommt ein Hubschrauber mit den nötigen Medikamenten. Seid gewiß, der Soldat Wilkins wird bald wieder gesund sein und mit euch in Reih und Glied stehen. Und nun an die Arbeit, Gott mit euch!“

Am nächsten Tag kam tatsächlich ein Hubschrauber. Wir erwarteten, eine sympathische Miß mit einer Tasche über der Schulter und einer Rotkreuzbinde um den Arm aussteigen zu sehen. Nichts dergleichen geschah. Statt der Miß tauchte in der Tür im Rumpf die feiste Visage des Piloten auf. Als er uns sah, rief er: „Los, ausladen!“

Wir holten fünf schwere Kästen heraus und wunderten uns, wieso man für Wilkins soviel Medikamente benötigte. Der lange Dick erwies sich als der intelligenteste von uns. Er ließ „versehentlich“ einen Kasten fallen, der sofort zerbrach. Statt Pillen und Pülverchen rollte ein Gerät heraus, wie wir es bereits auf der „Jupiter“ gesehen hatten. Wir alle wußten, daß mit diesen Geräten die Radioaktivität gemessen wird.

Der Ingenieuroffizier nahm das Gerät und begab sich sofort zu Wilkins. Lächelnd kam er wieder heraus.

„Nichts“, sagte er.

„Ich hab’s ja gewußt. Ein Irrtum, Herr Doktor“, stichelte der Colonel.

Gegen Abend verschlechterte sich Wilkins’ Zustand. Der Stabsarzt wich nicht von seiner Seite, er maß die Temperatur und den Puls. Uns ließ man nicht zu dem Kameraden. Alle, die mit Wilkins in einem Zelt gelegen hatten, waren in ein anderes umquartiert worden.

Nach dem Zapfenstreich konnten wir lange nicht einschlafen; wir grübelten, was wohl mit Wilkins los sein mochte und was das hier für ein verfluchter Ort war.

Vor dem Einschlafen hörte ich Willard und Hooks an unserem Zelt vorübergehen. Der Stabsarzt sagte:

„Für mich gibt es keinen Zweifel. Er hat Leukopenie.“

Was der Captain antwortete, konnte ich nicht mehr verstehen.

Am nächsten Tag wurde Wilkins mit dem Hubschrauber ins Lazarett geschafft, und wieder einen Tag später erkrankte der Soldat Skart.

Als der Stabsarzt dem Colonel nach der Untersuchung mitteilte, das sei „der gleiche Fall“, spie Bradey aus und fluchte laut: „Nehmen Sie die Geräte, und suchen Sie alles gründlich ab.“

Mit langen Stangen, an denen Geigerzähler befestigt waren, schritten der Stabsarzt und der Ingenieuroffizier das ganze Lagergelände ab. Danach prüften sie die Radioaktivität in allen Zelten.

„Nichts“, meldete bestürzt der Major dem Colonel.

„Sie machen etwas viel Wind, Stabsarzt“, sagte Bradey drohend zu Willard. „Es ist keine Leukopenie.“

„Gut, ich wiederhole die Blutanalyse.“

Während wir unsere Planierungsarbeiten verrichteten, beobachteten wir aufmerksam Willards Zelt. Wir wollten aus dem Verhalten des Stabsarztes erraten, was die Analyse ergab.

Finster und in sich gekehrt kam der Stabsarzt wieder heraus und verschwand im Offizierszelt. Eine Weile später erschien der Colonel und übergab dem Funker wiederum einen Zettel mit Zahlen. Captain Hooks, unser Kommandeur, ließ uns antreten.

„Jetzt wird man euch auf Radioaktivität untersuchen“, sagte er mit gerunzelter Stirn.

Wir wechselten erstaunte Blicke. Der Major kam heraus, ging mit seiner Sonde die Reihe entlang und tastete uns von Kopf bis Fuß mit dem Geigerzähler ab.

Er stellte keinerlei Radioaktivität fest. Bevor wir wegtraten durften, sagte Hooks:

„Ich befehle hiermit, kein Quellwasser zu trinken, keine Beeren und keine Früchte von den Bäumen zu pflücken. Es wird nur das gegessen, was wir mitgebracht haben.“

An diesem Tag erkrankten noch zwei: der Soldat Brummer und Smith, der Funker. In der Kompanie breitete sich Panikstimmung aus. Man führte Smith untergehakt zur Funkstation. Nachdem er einen Funkspruch in den Äther gejagt hatte, brach er ohnmächtig zusammen. Drei Stunden später traf mit dem Hubschrauber ein neuer Funker ein.

Wir schliefen die ganze Nacht nicht, unterhielten uns laut und verfluchten diejenigen, die uns hierhergebracht hatten.

Am nächsten Morgen hielt der Colonel vor versammelter Mannschaft eine lange Rede:

„Soldaten! Trotz des Ernstes der Lage müßt ihr Ruhe bewahren. Der Kommandostab wird herausfinden, was los ist. Ich will euch nichts verheimlichen. Wir haben bereits vier Fälle von Strahlenkrankheit. Vermutlich ist dies das Werk eines heimtückischen Feindes. Wir können nirgends Radioaktivität feststellen, und trotzdem ist sie vorhanden.“

In diesem Augenblick reichte der neue Funker dem Colonel einen Funkspruch.

„Seht ihr, ich habe euch richtig informiert. Bei der Obduktion im Lazarett sind bei dem Soldaten Wilkins keine Spuren von Radioaktivität festgestellt worden.“

„Wilkins ist gestorben?“ riefen alle bestürzt.

Der Colonel erkannte seinen Fehler.

„Ja“, sagte er heiser. „Gott sei der Seele des Soldaten Wilkins gnädig. Hört weiter. Wenn weder im Organismus noch im Gelände, in der Nahrung und im Wasser Radioaktivität zu entdecken ist, handelt es sich um Gammastrahlung. Jemand bestrahlt euch mit Gammastrahlen.“

Jemand dringt in unser Lager ein und schädigt uns. Jemand will unsere Verteidigungskraft untergraben. Deshalb gilt es für euch, wachsam zu sein. Wir müssen Posten aufstellen. Wir müssen die Gegend rundum sorgfältig untersuchen. Wir müssen einander beobachten. Jawohl, Soldaten, seht mich nicht so erstaunt an. Vielleicht befindet sich dieser heimtückische Feind mitten unter uns, steht er neben euch und blickt mir ins Gesicht. Aber wir werden ihn entdecken. Uns entgeht niemand. An die Arbeit, Soldaten. Gott mit euch!“

Nach dieser Rede des Colonels fingen wir an, einander argwöhnisch zu beobachten. Unter uns war Ribbon, ein Soldat, der immer mit gesenktem Kopf umherlief. Er konnte niemand gerade in die Augen sehen. Aus irgendeinem Grund nahmen wir an, er sei der Diversant, obwohl es keine Beweise dafür gab.

Vor dem Abendappell versetzte der lange Dick Ribbon einen Faustschlag ins Gesicht. In der Nacht aber begann Ribbon zu phantasieren. Er war gleichfalls erkrankt.

Am Morgen brachte ein Hubschrauber alle Kranken ins Lazarett, wir aber streiften durch die Büsche, kletterten in die Bäume und tasteten die Felsen ab auf der Suche nach dem Diversanten oder versteckten Vorräten radioaktiver Substanz. Der Ingenieuroffizier lief von einem Soldaten zum anderen und fragte immer wieder:

„Nun, was ist? Zum Teufel noch mal, irgendwo muß dieses Zäsium hundertsiebenunddreißig doch stecken.“

Der lange Dick, der klügste von uns, wußte zu erzählen, daß radioaktives Zäsium tödliche Gammastrahlen aussendet, die im Organismus keinerlei Spuren hinterlassen.

Am Abend teilte Captain Hooks fünf Doppelposten für die Überwachung des Geländes ein. Außerdem wurde in jedem Zelt ein Wachhabender bestimmt. Doch das war überflüssig. Wir schliefen sowieso nicht. Jeder erwartete,

daß sich im nächsten Augenblick eine Hand ausstrecken und ihn mit diesem verdammten Zeug bestrahlen würde.

Aber keine Hand zeigte sich, und als es bereits ganz hell geworden war, schiefen wir erschöpft ein.

An diesem Morgen war kein Wecken. Wir standen erst gegen Mittag auf. Als wir zum Offizierszelt kamen, teilte man uns mit, daß Stabsarzt Willard erkrankt war.

Unter uns erhob sich Gemurr.

„Hol der Teufel diesen Ort! Bringt uns dahin zurück, wo ihr uns hergeholt habt! Was zum Henker haben wir hier zu suchen? Man hat uns wohl extra hierhergebracht, um uns ins Jenseits zu befördern. Wir haben Frauen und Kinder.“

Captain Hooks kam heraus. Er war blaß, entweder vor Schlaflosigkeit oder vor Angst.

„Beruhigt euch, Soldaten. Alles wird sich früher oder später aufklären. Die Sache ist eindeutig — es handelt sich um Diversion. Raffinierte und heimtückische Diversion.“

Hierauf krochen wir wieder zwischen den Felsen und im Wald herum, beobachteten einander argwöhnisch, doch alles ohne Ergebnis.

„Wir müssen unsere Offiziere untersuchen“, meinte plötzlich jemand. „Wer sagt denn, daß der Diversant gerade unter uns ist?“

Der Gedanke gefiel allen, und wir schickten eine Abordnung. Als Colonel Bradey sie davonjagte, rotteteten wir uns vor dem Offizierszelt zusammen und schrien:

„Kommen Sie heraus, Colonel! Wir wollen den Beweis, daß weder Sie noch Captain Hooks noch der Major Diversanten sind. Wir wollen nicht sterben mit dem Gedanken, daß der Schuft unter uns ist.“

Schließlich kamen die Offiziere heraus, und man untersuchte sie mit dem Geigerzähler. Auch ihr Zelt wurde untersucht. Es war keine Radioaktivität vorhanden.



In dieser Nacht starb Stabsarzt Willard. Seine Leiche wurde am nächsten Tag mit dem Hubschrauber weggebracht. Danach hörten die Erkrankungen auf. Wir kamen zu dem Schluß, daß Willard der Diversant gewesen sei.

2

Nach Willards Tod begann im Lager wieder das normale Leben. Wir entluden zwei Lastzüge mit Zement und gingen daran, den Platz zu betonieren. Die Offiziere versprachen uns Heimaturlaub nach Beendigung der Arbeiten. Wir schufteten wie besessen. Doch als wir beim Bau der Abschußrampen waren, fiel der Soldat Saders in

Ohnmacht. Fünf Minuten später geschah das gleiche mit dem langen Dick.

Der neue Arzt stellte bei beiden Strahlenkrankheit fest. Nun fing alles von vorne an.

Abermals kämmtten wir vergeblich das Gelände durch.

„Man bestrahlt uns vom Himmel aus“, meinte jemand. „Von Stratosphärenflugzeugen, mit Spezialprojektoren.“

Voller Schrecken hoben wir die Köpfe und blickten in den strahlend blauen wolkenlosen Himmel. Kam der Tod etwa von dort? Wir rannten in den Wald und preßten uns an die Bäume, als könnte uns das vor der Bestrahlung retten. Jede Arbeit hörte auf. Wir schickten eine Abordnung zu den Offizieren mit der Forderung, uns von diesem verhexten Ort wegzuführen. Die Abordnung kehrte in Panikstimmung zurück.

„Colonel Bradey ist krank geworden.“

Das brachte das Maß zum Überlaufen. Wir stürmten zum Offizierszelt und drängten uns. alle Disziplin vergessend, hinein. Blaß und erschauernd murmelte der Colonel:

„Diversion ... Schreckliche Diversion! Melden Sie der Zentrale ... Diversion ... Dringend eine Untersuchungskommission ... Diversion ...“

Der Funker gab die Meldung weiter. Am Abend erschien ein Hubschrauber. Er landete nicht wie gewöhnlich, sondern warf nur ein Paket ab.

„Er hat Angst! Aha, der verfluchte Kerl hat Angst!“ schrien wir und drohten mit den Fäusten zum Himmel.

„Man läßt uns hier allein krepieren!“

Captain Hooks öffnete das Paket.

„Uns wird mitgeteilt, daß bald eine Fachkommission zur Untersuchung der ganzen Geschichte kommt. Bis dahin sollen wir selber weiterforschen“, sagte er.

Colonel Bradey, Saders und der lange Dick wurden drei Tage später mit dem Hubschrauber abgeholt. Bald darauf

erkrankten noch zwei. Wir forderten Captain Hooks auf, uns von diesem verdamnten Ort wegzubringen, und drohten, anderenfalls selber zu gehen. Er sagte, er sei bereit, unserem Wunsch zu entsprechen, wisse jedoch nicht, was er mit den geheimen Vorrichtungen machen solle. Am Abend vorher war nämlich der Raupenschlepper mit den beiden Anhängern ohne seine Erlaubnis weggefahren. Die Fahrer gehörten zu einer anderen Abteilung.

Eine Weile hatten wir wieder Ruhe. Doch wir waren überzeugt, daß bald alles von vorne losgehen würde, und taten deshalb nichts, sondern warteten nur. Wir siedelten in den Wald über, weil wir glaubten, der Diversant bestreife nur die, die in den Zelten lebten.

Manchmal kamen wir zusammen und unterhielten uns.

„Man merzt uns aus wie die Pest, weil wir an einem schändlichen Werk arbeiten.“

„Was zum Teufel haben wir hier zu suchen? Wozu brauchen wir diese stinkenden Raketen?“

„Sollen sie doch diejenigen aufstellen, die sie erfunden haben.“

„Oder die, die sie abfeuern wollen.“

„In unser Land dringt niemand ein, wir aber krauchen in der ganzen Welt umher.“

Captain Hooks hörte alles mit an, sagte aber nichts, weil er darauf nichts zu sagen wußte. Auch der Major und der Doktor schwiegen.

So vergingen acht Tage. In dieser Zeit rührten wir keinen Finger. Die Regenzeit setzte ein, und einzeln krochen wir einer nach dem anderen wieder in unsere Zelte. Der Funker empfing einen Funkpruch. Er enthielt den Befehl, die Arbeiten zu beschleunigen. Wer von den Soldaten sich am meisten dabei hervortat, sollte eine Auszeichnung und Urlaub erhalten.

„Los, Kinder, an die Arbeit“, sagte Captain Hooks.

Unser Kommandeur war sehr abgemagert. Früher konnten wir ihn lustig und munter. Jetzt wurde er apathisch.

Es regnete ununterbrochen. Der Major durchstreifte das Lager mit dem Geigerzähler und untersuchte die Radioaktivität des Wassers in den Pfützen. Er sagte, sie halte sich innerhalb der normalen Grenzen.

Bald darauf erkrankte Captain Hooks.

Als er merkte, was mit ihm los war, bestellte er uns alle zu sich ins Zelt. Er sagte:

„Jungs, dieser Ort ist wirklich verhext. Aber ich kann nichts machen: Befehl ist Befehl. Soll das Oberkommando Licht in die Sache bringen. Ich rate euch folgendes: Tragt zusammen, was ihr habt. Die ganze Wäsche, die Uniformen und die Ausrüstung. Die Schuhe, die Bücher und die Taschen. Auch die Zelte. Behaltet nur die Waffen und die Geräte zum Messen der Radioaktivität. Alles andere legt auf einen Haufen, übergießt es mit Benzin, und steckt es an. Wenn irgendwo Radioaktivität ist, dann nur in unseren Sachen.“

„Warum meinen Sie das, Captain?“ fragten wir.

„Ich bin krank geworden, weil ich im Zelt geschlafen habe. Ihr habt die letzte Zeit unter freiem Himmel geschlafen, und keiner von euch ist mehr krank geworden.“

Tatsächlich, keiner von uns war mehr krank geworden.

Anderthalb Wochen später verschied Captain Hooks.

Nach dem Tod unseres Kommandeurs verbrannten wir alles und marschierten in Turnhosen davon. Wir nahmen nur die Waffen und die Geigerzähler mit und zogen unter dem wolkenbruchartigen Regen auf der von dem Raupenschlepper hinterlassenen Spur in die Berge. Dieser Weg mußte uns an die richtige Stelle führen. An der Spitze ging der Funker.

Als wir bereits hoch in den Bergen waren, schrie plötzlich jemand mit gellender Stimme:

„Da ist er, der Diversant!“

Geschrien hatte der Major. Er machte einen Riesensatz vom Funker weg zur Seite. Wir alle spritzten auseinander und versteckten uns hinter den Bäumen. Auf dem Weg blieb nur der verdutzte Funker mit seinem Funkgerät. Da bemerkten wir, daß er nicht allein war. Neben ihm stand, pitschnaß und zerzaust vom Regen, der Liebling der ganzen Kompanie, der Kater Joyce. Er miaute heiser und rieb sich an dem nackten Bein des Funkers. Da tauchte aus den Büschen erst der Stock mit dem Geigerzähler und danach die Gestalt des Majors auf. Er bewegte sich auf den verständnislosen Funker zu. Aufgeregt warteten wir auf das, was weiter geschehen würde. Der Major führte den Zähler auf- und abwärts, dann brüllte er laut:

„Setz das Funkgerät ab und fliehe! Die Strahlen kommen von Joyce! Er ist radioaktiv wie der Teufel!“

Der Funker stürzte hinter dem Major her in die Büsche, und der unglückselige Joyce sprang nichtsahnend hinterdrein.

Der Kater war radioaktiv. Er hatte mit jedem von uns zusammen geschlafen. Er hatte sich an unseren Beinen gerieben. Wir hatten ihn auf den Schoß genommen, wir hatten mit ihm gespielt. Als Nachtlager hatte Joyce die Pritsche desjenigen gewählt, der ihm nach seinem Katerverstand am besten gefiel. Und alle, bei denen er geschlafen hatte, waren strahlenkrank geworden.

Jetzt rannten wir, die Zweige der Büsche brechend, vor Joyce wie vor der Pest davon und vergaßen ganz unsere Soldatenwürde.

„So erschießt ihn doch! Tötet doch diesen verdammten Kater!“

Als Joyce über nasse Zweige hinweg hinter einem seiner bisherigen Freunde hersprang, brach ein Schuß. Der Kater jaulte auf, machte noch einen hohen Satz und fiel ins Gras. Um ganz sicher zu gehen, feuerten wir noch mehrere Schüsse auf ihn ab. Um seinen Kadaver machten wir einen großen Bogen.

Hierauf versammelten wir uns, vor Aufregung und Kälte zitternd, wieder auf dem Weg.

„Wo kommt Joyce her?“ fragte der Major.

„Von der ‚Jupiter‘. Wir haben ihn mitgenommen.“

„War er da auch schon so?“

„Nein. Er hat über ein Jahr auf der ‚Jupiter‘ gelebt, und niemand ist strahlenkrank geworden. Er muß erst hier radioaktiv geworden sein.“

Alles klärte sich auf, als wir nach mehreren Meilen einem mit einer Plane bedeckten Lastkraftwagen begegneten.

Aus dem Fahrerhaus kletterte ein Colonel.

„Was ist das für eine nackte Rotte?“ fragte er.

„Wir sind vom Stützpunkt...“

„Warum seht ihr so wild aus?“

Der Major informierte ihn.

„Wir haben gerade den Diversanten erschossen — den Kater Joyce.“

„Genau das vermutete ich, Colonel“, sagte ein Zivilist, den Kopf unter der Plane hervorsteckend. „Sagen Sie, war dieser Kater immer im Lager, oder ist er auch mal verschwunden?“

„Zuweilen ist er irgendwohin auf die Wandschaft gegangen — wie alle Kater ...“

„Ir-gend-wo-hin!“ sagte ironisch der Colonel. „Wissen Sie auch, wohin? Zwei Meilen von Ihrem Lager entfernt liegt mitten in den Bergen eine Schlucht, wo die hiesigen Fischer radioaktive Fische hineinschütten. Unsere Kom-

mission hat feststellen können, daß in der Zeit, da Sie hier waren, mehrere Dutzend Tonnen zäsiumverseuchter Fisch dort abgeladen wurde.“

„Aber warum ist denn Joyce...“

„Warum? Weil ihm eure Konservenkost öfters zum Hals heraushing. Dann hat er sich aufgemacht und den Fisch gefressen. Mitsamt dem Zäsium. Und so wurde er zu einer Quelle starker Gammastrahlung. Dieses Zäsium sammelt sich im Organismus der Tiere an. Seine Halbwertszeit beträgt sechs Jahre.“

Der Colonel war höchst zufrieden, daß er so volkstümlich erklärt hatte, warum unsere Kameraden krank geworden und gestorben waren.

„Und warum war der Fisch mit Zäsium verseucht?“ fragte plötzlich jemand.

„Eine unvermeidliche Folge der Versuche mit Atom- und Wasserstoffbomben über dem Ozean. Natürlich wird auch der Fisch verseucht. Wir haben sofort entschieden bei der hiesigen Regierung protestiert, daß sie so fahrlässig mit den unbrauchbaren Fängen umgeht.“

Den letzten Satz sprach der Colonel höchst gewichtig aus.

Hierauf kletterte er wieder in den Wagen und befahl dem Fahrer zu wenden.

„Unsere Kommission hat hier nichts mehr zu tun!“ sagte er.

„Keht ins Lager zurück. Morgen werdet ihr alles Notwendige durch Hubschrauber erhalten. Heute aber könnt ihr ruhig naß werden und frieren. Ich hoffe, das macht euch klüger und festigt eure Disziplin.“

„He, Mister!“ rief einer von uns, als der Wagen anfuhr. „Und warum ist Joyce selbst nicht an der Radioaktivität krepirt?“

„Das mag der Teufel wissen. Der Katzenorganismus ist

anscheinend robuster. Darüber sollen sich die Gelehrten die Köpfe zerbrechen. Das ist nicht unsere Sache.“

Wir machten kehrt und kamen bald wieder an die Stelle, wo Joyce erschossen worden war. Wir wandten alle die Köpfe in die Richtung, wo mitten im nassen Gebüsch sein zottiger schwarzer Körper lag, der nach allen Seiten die todbringenden Strahlen aussandte.

Und jeder von uns dachte: Vielleicht hätte man nicht Joyce unschädlich machen sollen? Oder jedenfalls nicht ihn allein?

Das sagte jedoch niemand laut.

Deutsch von Dieter Pommerenke

Stanislaw Lem

Gibt es Sie überhaupt, Mr. Johns?

Grotesker Sketch

Richter: Das Gericht geht jetzt zur Verhandlung in Sachen Cybernetics Company kontra Harry Johns über. Die Parteien sind anwesend?

Anwalt: Jawohl, Herr Richter.

Richter: Wen vertreten Sie?

Anwalt: Ich bin juristischer Berater der Firma Cybernetics Company, Herr Richter.

Richter: Und wo ist der Beklagte?



Johns: Hier, Herr Richter.

Richter: Wollen Sie mir bitte Ihre Personalien angeben.

Johns: Gern, Herr Richter. Ich heiße Harry Johns, und geboren bin ich am 6. April 1917 in New York.

Anwalt: Zur Grundsatzfrage, Herr Richter. Der Beklagte sagt die Unwahrheit: Er ist gar nicht geboren.

Johns: Hier bitte, das ist mein Geburtsschein. Und außerdem ist mein Bruder im Saal anwesend, der...

Anwalt: Das ist weder Ihr Geburtsschein, noch ist jene Person Ihr Bruder.

Johns: Wessen denn sonst? Vielleicht Ihrer?

Richter: Ich bitte um Ruhe, Herr Rat, einen Moment. Nun, Herr Johns?

Johns: Mein Vater, Lexington Johns seligen Angedenkens, besaß eine Autowerkstatt und impfte auch mir die Liebe zu diesem Beruf ein. Mit siebzehn Jahren nahm ich zum ersten Mal an einem Autorennen teil, und seitdem bin ich als Professioneller siebenundachtzigmal gestartet und war sechzehnmal Erster, einundzwanzigmal Zweiter ...

Richter: Danke, diese Einzelheiten gehören nicht zur Sache.

Johns: Gewann drei Goldpokale, drei Goldpokale ...

Richter: Ich sagte: Danke.

Johns: Und einen Silberkranz.

Direktor der Cybernetics Company, Donovan: Ah, er klemmt!

Johns: O nein, das werden Sie nicht erleben.

Richter: Ich bitte um Ruhe!... Haben Sie einen Verteidiger?

Johns: Nein. Ich kann mich selbst verteidigen. Meine Weste ist rein.

Richter: Wissen Sie, was für Forderungen die Cybernetics Company an Sie stellt?

Johns: Jawohl. Ich bin das Opfer der schändlichen Tätigkeit hinterhältiger Haie ...

Richter: Ich danke. Herr Rat Jenkins, wollen Sie bitte das Gericht mit dem Wortlaut der Klage bekannt machen.

Anwalt: Jawohl, Herr Richter. Vor zwei Jahren erlitt der Beklagte während eines Rennens bei Chicago einen Unfall, wobei er ein Bein verlor. Er wandte sich darauf an unsere Firma. Bekanntlich produziert die Cybernetics Company Arm- und Beinprothesen, künstliche Nieren, Herzen und andere Ersatzorgane. Der Beklagte erwarb im Ratenkauf eine Prothese für das linke Bein und überwies die erste Rate. Nach vier Monaten sprach er erneut bei uns vor, diesmal, um zwei Armprothesen, einen Brustkorb und ein Genick zu bestellen.

Johns: Übertreibung! Das Genick ließ ich mir im Frühjahr nach dem Bergrennen kommen.

Richter: Wollen Sie bitte nicht unterbrechen.

Anwalt: Nach dieser zweiten Lieferung schuldete uns der Beklagte 2.967 Dollar. Fünf Monate später wandte sich der Bruder des Beklagten in dessen Namen an uns. Der Beklagte selbst lag damals in der Heilanstalt Monte Rosa bei New York. Auf die neue Bestellung hin lieferte die Firma nach Anzahlung mehrere Prothesen; die detaillierte Liste derselben ist den Akten beigelegt. Darunter befand sich eine elektronische Hirnhemisphäre der Marke Genial im Werte von 26.500 Dollar. Ich möchte das Hohe Gericht auf die Tatsache aufmerksam machen, daß der Beklagte das Hirn in Luxusausführung bestellte — auf Stahlrohren, mit einer Apparatur für Träume in Naturfarben, einem Filter für Unannehmlichkeiten und einem Sorgendämpfer — obgleich das seine finanziellen Möglichkeiten offensichtlich überstieg.

Johns: Sicherlich hättet ihr euch gewünscht, daß ich jetzt an eurem Serienhirn kranke!

Richter: Ich muß doch um Ruhe bitten!

Anwalt: Daß der Beklagte bewußt böswillig handelte und die erworbenen Teile von Anfang an nicht bezahlen wollte, davon zeugt auch die Tatsache, daß er keine gewöhnliche Armprothese bei uns bestellte, sondern eine Spezialanfertigung mit eingebauter Schweizer Uhr, Marke Schaffhausen, auf achtzehn Steinen. Als die Schulden des Beklagten 29.863 Dollar erreichten, forderten wir von ihm, er solle uns alle Prothesen zurückgeben. Doch das Gericht des Bundesstaates hat unsere Klage mit der Begründung abgelehnt, eine Entfernung der Prothesen würde dem Schuldner ein Weiterleben unmöglich machen, da zu der Zeit von dem ehemaligen Mister Johns nur noch ein halbes Hirn übriggeblieben war.

Johns: Was soll das heißen, vom „ehemaligen Johns“? Sie bekommen wohl von der Firma Prämien für Beleidigungen, Sie Winkeladvokat!

Richter: Bitte um Ruhe! Mister Johns, wenn Sie die Klägerpartei weiter beleidigen, muß ich Sie zu einer Geldstrafe verurteilen.

Johns: Aber er beleidigt doch mich!

Anwalt: In diesem Zustand, das heißt verschuldet und von Kopf bis Fuß mit Prothesen der Cybernetics Company ausgerüstet, die ihm soviel Herz erwiesen hat, alle seine Wünsche im Fluge zu erfüllen — in diesem Zustand also hat der Beklagte öffentlich unsere Erzeugnisse verunglimpft, indem er sich über ihre Qualität mokierte. Das hat ihn jedoch nicht daran gehindert, nach drei weiteren Monaten wieder bei uns vorzusprechen. Er klagte über alle möglichen Beschwerden, die daher rührten, daß seine alte Hirnhälfte in der neuen, sozusagen prothetischen Umgebung kränkelte.

Noch einmal ließ sich die Firma vom Gefühl der Menschlichkeit leiten, wenn sie der Bitte des Beklagten

stattgab und sich dazu bereit erklärte, ihn völlig zu genialisieren, das heißt seine eigene alte Gehirnhälfte durch einen Zwillingsapparat der Marke Genial zu ersetzen. Auf Grund unserer neuen Forderung an ihn stellte uns der Beklagte Wechsel auf 26.950 Dollar aus, von denen er bis heute erst 232 Dollar und 18 Cents abgezahlt hat. In Anbetracht dieses Sachverhaltes ... Bitte, Hohes Gericht, der Beklagte hindert mich böswilligerweise am Sprechen — er übertönt mich mit Zischen, Zwitschern und Knirschen. Ich bitte das Hohe Gericht, ihn zur Ordnung zu rufen!

Richter: Herr Johns ...

Johns: Das bin nicht ich, es ist der Genial. Er tut das immer, wenn ich intensiv denke. Soll ich vielleicht für die Cybernetics Company geradestehen? Das Hohe Gericht sollte lieber Herrn Donovan wegen Pfuscharbeit zur Ordnung rufen!

Anwalt: Ob dieses Tatbestandes also fordert die Firma das Gericht auf, ihr die vollen Eigentumsrechte an dem von ihr produzierten und hier im Saal befindlichen usurpatorischen Prothesensatz zu übertragen, der sich rechtswidrig für Harry Johns aus gibt.

Johns: Diese Unverschämtheit! Und wo soll Johns nach Ihrer Meinung sein, wenn er nicht hier ist?

Anwalt: Die sterblichen Überreste des bekannten Rennfahrers Harry Johns ruhen auf verschiedenen Autobahnen Amerikas verstreut. Sollte das Gericht zu unseren Gunsten entscheiden, wird also keine physische Person geschädigt, denn die Firma erhält lediglich das zurück, was ihr — angefangen vom Nylonbezug bis zur letzten Schraube — rechtmäßig gehört!

Johns: Das wäre ja noch schöner! Mich in Stücke, in Prothesen auseinandernehmen!

Direktor Donovan: Es geht Sie nichts an, was wir mit unserem Eigentum vorhaben!

Richter: Herr Vorsitzender, ich bitte Sie höflichst, Ruhe zu bewahren. Ich danke Ihnen, Herr Rat. Was haben Sie dem entgegenzusetzen, Mister Johns?

Anwalt: Herr Richter, ich möchte grundsätzlich noch bemerken, daß der Beklagte eigentlich gar kein Beklagter ist, sondern nur ein materieller Gegenstand, der behauptet, sich selbst zu gehören. In Wirklichkeit jedoch, da er nicht mehr lebt...

Johns: Treten Sie ein wenig näher, mein Herr, dann können Sie sich überzeugen, ob ich lebe oder nicht.

Richter: Ja ... hm, das ist in der Tat ein äußerst sonderbarer Fall. Hm ... Herr Rat, die Frage, ob der Beklagte lebt oder nicht, möchte ich vorläufig ausklammern, bis das Urteil ergangen ist; es würde sonst den normalen Lauf der Verhandlung stören. Sie haben jetzt das Wort, Mister Johns.

Johns: Hohes Gericht und ihr, Bürger der Staaten, die ihr dem schändlichen Bestreben eines großen Konzerns zuseht, eine freie, denkende Individualität zu vernichten ...

Richter: Sie haben hier nur das Gericht anzusprechen. Sie befinden sich nicht auf einer Versammlung.

Johns: Jawohl, Herr Richter. Die Sache sieht folgendermaßen aus: Ich habe bei der Firma Cybernetics tatsächlich ein paar Prothesen erworben ...

Donovan: Ein paar Prothesen! Das ist gut!

Johns: Ich bitte das Hohe Gericht, diesen Herrn zur Ordnung zu rufen... Nun ja, ich habe diese Prothesen erworben. Reden wir nicht davon, wie sie sind. Reden wir nicht davon, daß es ständig, ob ich gehe oder sitze, esse oder schlafe, in meinem Kopf so brummt, daß ich in ein anderes Zimmer ziehen mußte, weil ich nachts meinen Bruder weckte. Daß ich durch diese vielgepriesenen Genialapparate, die umgearbeitete Rechenmaschinen sind, einen

Rechenfimmel bekommen habe und ständig Zäune und Katzen, Pfähle und die Menschen auf der Straße und Gott weiß was noch alles zählen muß. Ich möchte mich nicht darüber auslassen. Jedenfalls hatte ich die ehrliche Absicht, alle Verpflichtungen abzuzahlen, aber zu Gelde kann ich ja nur kommen, wenn ich Rennen gewinne. Indes hatte ich eine schlechte Zeit, ich war deprimiert, verlor den Kopf und ...

Anwalt: Der Beklagte gibt selbst zu, er habe den Kopf verloren! Ich bitte das Gericht, dies zu beachten.

Johns: Unterbrechen Sie mich nicht! Ich habe das nicht so gemeint, wie Sie es auslegen. Ich wurde kopflos, begann an der Börse zu spekulieren, verlor und mußte Schulden machen. Dabei fühlte ich mich elend. Ständig hatte ich Reißen im linken Bein, vor den Augen sprühten mir Funken, ich hatte idiotische Träume von Nähmaschinen und Strumpf- oder Trikotwirkmaschinen. Und gerade damals, als ich geschwächt war und mich kaum rühren konnte, zerrte mich die Firma das erste Mal vor Gericht. Die Zeitungen schrieben darüber, und infolge der boshaften Verleumdungen hat die Methodistengemeinde — denn ich bin Methodist —, die Kirchentore vor mir geschlossen.

Anwalt: Sie beklagen sich darüber? Glauben Sie etwa an ein Leben nach dem Tode?

Johns: Ja, ich glaube daran. Was kümmert Sie das?

Anwalt: Es kümmert mich schon, denn Mister Harry Johns lebt bereits das Leben nach dem Tode, und Sie sind ein ganz gewöhnlicher Usurpator!

Johns: Hüten Sie Ihre Zunge!

Richter: Ich ersuche die Parteien, Ruhe zu bewahren.

Johns: Hohes Gericht, in einer so schwierigen Lage hat mich die Firma verklagt, und als ihre unverschämten Forderungen abgelehnt wurden, kam so ein undurchsich-

tiger Kerl, ein gewisser Goas, zu mir, den mir Herr Donovan auf den Hals geschickt hatte. Damals ahnte ich nichts von der Falle, in die ich gelockt werden sollte. Dieser Goas stellte sich als Elektromonteur vor und sagte mir, gegen alle meine Beschwerden, gegen das Reißen und Flimmern gäbe es nur einen Rat — ich müßte mich vollends genialisieren lassen. Bei meinem Gesundheitszustand konnte ich nicht einmal an Autorennen denken, was sollte ich also tun? Ich gab meine Einwilligung, und tags darauf brachte mich Goas in die Montageabteilung der Cybernetics ...

Richter: Das heißt, man hat es Ihnen herausgenommen ...?

Johns: Nun ja.

Richter: Und an seine Stelle ein neues eingesetzt...?

Johns: Gewiß. Aber ich ahnte nicht, warum sie das so bereitwillig taten, unter günstigen Bedingungen mit langfristiger Abzahlung. Heute weiß ich es! Sie wollten, Hohes Gericht, daß ich diese alte Halbkugel los würde! Denn vorher hatte das Gericht die Ansprüche der Firma mit der Begründung abgelehnt, dieses arme Stückchen meines alten Kopfes könne nicht selbständig existieren, wenn man mir alles andere wegnähme. Deshalb nützten sie meine Naivität und die Schwächung meiner geistigen Kräfte infolge der Unfälle aus und schickten mir diesen Goas, damit ich selbst der Entfernung des alten Stückchens zustimmte und unversehens in das Netz ihrer satanischen Pläne geriet! Aber dieser Irrsinn hat zum Glück kurze Beine! Ich bitte das Hohe Gericht zu erwägen, was die Argumente der Kläger wert sind. Sie behaupten, Rechte auf meine Person zu haben. Was ermächtigt sie dazu? Sagen wir, jemand kauft in einem Geschäft Lebensmittel auf Kredit — Mehl, Zucker, Fleisch und so weiter —, und nach einiger Zeit tritt der Kaufmann mit der Forderung

vor Gericht, man solle ihm den Schuldner übereignen, da ja, wie aus der Medizin bekannt sei, die körperlichen Substanzen im Stoffwechsel stets durch Lebensmittel ersetzt werden, so daß der ganze Schuldner jetzt, nach ein paar Monaten, mit Kopf, Leber, Armen und Beinen aus Fett, Eiweißen, Eiern und Kohlehydraten besteht, die ihm der Kaufmann auf Kredit verkauft hat. Würde denn irgendein Gericht auf der Welt die Ansprüche dieses Händlers als rechtmäßig anerkennen? Leben wir denn im Mittelalter, wo Shylock ein Pfund lebenden Fleisches von seinem Schuldner verlangte? Hier haben wir eine ähnliche Situation! Ich bin ein Rennfahrer mit Namen Harry Johns und keine Maschine.

Donovan: Das ist nicht wahr! Sie sind eine Maschine!

Johns: Soo? Wen verklagt denn die Firma eigentlich? Was für eine Adresse steht auf der Vorladung? Die einer Maschine oder die von Johns, das heißt meine? Herr Richter, würden Sie bitte diese Frage klären?

Richter: Hm ... ja ... die Vorladung ist an Harry Johns, New York, 44 Avenue, adressiert.

Johns: Hören Sie, Mister Donovan? Und außerdem wollen Sie gestatten, Herr Richter, daß ich noch eine Frage zur Prozeßordnung stelle: Sieht das Gesetz der Vereinigten Staaten überhaupt vor, daß man eine Maschine gerichtlich belangen kann? Daß man sie vorladen und verklagen kann ...

Richter: Nun ... äh ... nein. Das ist im Gesetz nicht vorgesehen.

Johns: Also ist die Sache ganz einfach: Entweder ich bin eine Maschine, und dann dürfte diese Verhandlung überhaupt nicht stattfinden, weil eine Maschine ja nicht prozessieren kann; oder ich bin keine Maschine, sondern eine Person — aber wie könnte mich dann irgendsoeine Firma für sich beanspruchen? Wollen sie mich vielleicht

als Sklaven? Will Mister Donovan etwa Sklavenhalter werden?

Donovan: Diese Frechheit... Aber tüchtig sind unsere Geniale doch ..., was?

Johns: Ja Pustekuchen! Hohes Gericht, von den Methoden, wie sie die Firma anwendet, mag noch eine weitere Tatsache zeugen: Als ich einmal leidend, mit Müh und Not zusammengeschrubt, aus dem Krankenhause trat und zum Strand ging, um frische Luft zu schöpfen, bemerkte ich, daß mir eine Menschenmenge folgte — denn man hatte mir, wie es sich erwies, mehrfach „Made in Cybernetics Company“ auf den Rücken gestempelt, so daß ich die Stellen auf eigene Kosten entfernen lassen mußte. Und jetzt schikanieren sie mich! Ja, ein armer Mensch ist immer den Reichen ausgeliefert, mein Vater und meine Mutter haben mir das ständig gesagt...

Donovan: Ihr Vater und Ihre Mutter ist die Cybernetics Company.

Richter: Ich bitte um Ruhe! Sind Sie fertig, Mister Johns?

Johns: Nein. Ich möchte erstens betonen, daß die Firma für meinen Unterhalt aufkommen muß, weil ich nichts zum Leben habe. Die Leitung des Motoklubs hat meinen Start beim panamerikanischen Rennen vor einem Monat für ungültig erklärt; sie behauptete, am Steuer meines Wagens habe eine „automatische menschenlose Vorrichtung“ gesessen! Und wer hat mir das eingebrockt? Nun, sie, die Cybernetics Company! Sie hat einen verleumderischen Schmähbrieff an den Motoklub geschickt! Wenn die Firma mir aber mein tägliches Brot nimmt, so mag sie für meinen Unterhalt sorgen und mir Ersatzteile liefern! Ist es etwa meine Schuld, daß ich ständig durchbrenne, mal hier, mal da? Und das ist bei weitem nicht alles — bei jeder persönlichen Begegnung beleidigen mich

die Angestellten der Firma, und besonders die Eigentümer!

Herr Direktor Donovan hat mir einen Kompromiß vorgeschlagen. Ich sollte mich bereit finden, acht Stunden täglich als Reklamemodell im Schaufenster zu stehen! Als ich ihm entgegnete, das sei eines Rennfahrers unwürdig, und er solle sich mit solchen Ideen ausstopfen lassen, erwiderte er, er hätte schon mich ausgestopft, und das hätte ihn 56.000 Dollar gekostet. Für diese und ähnliche Beleidigungen werde ich die Firma verklagen! Und jetzt bitte ich das Hohe Gericht, meinen Bruder als Zeugen zu vernehmen, da er die Einzelheiten des Falles genau kennt.

Anwalt: Herr Richter, ich protestiere dagegen, daß der Bruder des Beklagten als Zeuge vorgeladen wird.

Richter: Mit Rücksicht auf die Verwandtschaft?

Anwalt: Ja und nein ... Die Sache ist die, daß der Bruder des Beklagten vergangene Woche bei einer Flugzeugkatastrophe abgestürzt ist.

Richter: Aha, er kann also nicht vor Gericht erscheinen.

Johns' Bruder: Doch kann ich, ich bin schon hier.

Anwalt: Gewiß, er ist hier, aber die Sache verhält sich so, daß die Katastrophe für ihn einen tragischen Ausgang nahm und die Firma auf Bestellung der Ehefrau einen neuen Bruder des Beklagten produziert hat.

Richter: Einen neuen was?

Anwalt: Einen neuen Bruder, und gleichzeitig den Mann der ehemaligen Witwe.

Richter: Ach so ...

Johns: Und warum darf mein Bruder nicht aussagen? Die Schwägerin hat doch die Rechnung bar bezahlt.

Richter: Bitte um Ruhe! Mit Rücksicht darauf, daß das Gericht zusätzliche Umstände klären muß, ordne ich an, die Verhandlung zu vertagen.

Wladimir Sawtschenko

Professor Berns Auferstehen

Wissenschaftlich-phantastische Erzählung

Im Jahre 1952, zu einer Zeit also, als die Welt am kalten Kriege litt, zitierte Professor Bern vor einer zahlreichen Zuhörerschaft resigniert den Ausspruch des großen Einstein: „Wenn die Menschen im dritten Weltkrieg Atombomben einsetzen, werden sie im vierten mit Knüppeln kämpfen.“

Im Munde Berns, den man einen universalen Geist nannte, klang das weit ernster als ein geistreiches Paradox. Hunderte von Briefen liefen im Hause des Professors ein. Aber sie blieben unbeantwortet. Im Herbst 1952 kam der große Gelehrte auf seiner zweiten geophysikalischen Expedition in Mittelasien ums Leben.

Ingenieur Niemayer, der gleichfalls an der Expedition teilgenommen hatte, berichtete später:

„Wir verlegten unseren Stützpunkt mit Hilfe des Hubschraubers weiter einwärts in die Wüste Gobi. Der Professor flog zuerst ab, er hatte die Geräte und den Sprengstoff für die seismologischen Untersuchungen an Bord. Ich blieb mit der übrigen Ausrüstung zurück. Gleich nach dem Start trat allem Anschein nach eine Motorpanne ein. Der Hubschrauber, der noch keine Geschwindigkeit hatte, sank sehr rasch senkrecht ab. Beim Aufprall gab es zwei starke Detonationen. Der Hubschrauber, der Professor und die Ladung flogen buchstäblich zu Staub zermalmt in die Luft.“

Der Sachverhalt erweckte keine Zweifel. In der Tat mußte ein vollbeladener Hubschrauber in der verdünnten

Luft über der hochgelegenen Wüste schneller als sonst absinken, und der Aufprall konnte zu beklagenswerten Folgen führen. Eine Untersuchungskommission begab sich an den Ort der Katastrophe und bestätigte die Richtigkeit der Aussage.

Nur ein Mensch wußte, daß sich alles anders verhielt, und zwar Niemayer. Doch auch in seiner Todesstunde wahrte er Schweigen über Professor Berns Geheimnis.

Die Stelle in der Gobi, wo die Expedition haltgemacht hatte, war wie jede andere ringsum. Erstarrte wellige Sanddünen, an denen sich die Richtung des Windes ablesen läßt, der sie zusammengefeht hat. Gelbgrauer Sand knirscht hart unter den Füßen und zwischen den Zähnen. Die Sonne, gleißend weiß am Tag und purpurn in den Abendstunden, beschreibt einen fast senkrechten Bogen. Kein Baum, kein Vogel, kein Wölkchen am Himmel, nicht mal ein Stein im Sand.

Den Zettel mit den Koordinaten verbrannte der Professor, sobald der Schacht gefunden war, den sie während der letzten Expedition angelegt hatten. Der kleine Fleck inmitten der weiten Wüste unterschied sich jetzt von seiner Umgebung durch die Anwesenheit zweier Menschen; Berns und Niemayers.

Sie saßen auf Klappstühlen vor ihrem Zelt. Unweit blitzte silbrig der Helikopter; er sah wie eine Riesenlibelle aus, die sich für einen Augenblick im Wüstensand niedergelassen hat. Die Sonne warf ihre letzten flachen Strahlen, und die Schatten des Zeltes und der Maschine reckten sich lang und bizarr über den hügeligen Wüstensand. Der Professor sagte:

„Im Mittelalter fand ein Mediziner ein einfaches Mittel; um das Leben unbegrenzt zu verlängern. Man läßt sich einfrieren und liegt in diesem Zustand in einem Keller. Sodann taut man wieder auf und wird lebendig. Der be-

treffende Arzt unterließ es allerdings, sein eigenes Leben um ein Jahrtausend zu verlängern; er starb mit sechzig Jahren eines natürlichen Todes.“ Der Professor kniff vergnügt die Augen zusammen, putzte die Zigarettenspitze und rauchte eine Zigarette an. „Diese naive Erfindung des mittelalterlichen Heilgelehrten ist heute wissenschaftlich fundiert. Die Anabiose kennen Sie ja, Niemayer. Sie wurde 1701 von Leeuwenhoek entdeckt und besteht in der Hemmung aller Lebensfunktionen durch Unterkühlung oder Austrocknen. Kälte oder auch das Fehlen von Flüssigkeit verzögern wesentlich alle chemischen und biologischen Prozesse. Schon seit langem wenden die Gelehrten die Anabiose bei Fischen und Fledermäusen an. Kälte tötet nicht, sondern erhält. Natürlich eine gemäßigte Kälte. Wir kennen noch einen andern Zustand, den klinischen Tod. Der Mensch, beziehungsweise das Tier, stirbt nicht sofort, nachdem die Herztätigkeit und die Atmung aufgehört haben. Im letzten Krieg hatte die Medizin genügend Gelegenheiten, den klinischen Tod allseits zu erforschen. So gelang es, mehrere tödlich Verwundete wiederzubeleben, obwohl ihr Herz bereits einige Minuten stillstand. Sie sind Physiker, Ihnen ist möglicherweise unbekannt...“

„Nein, ich habe davon gehört“, antwortete Niemayer.

„Nicht wahr, das Wort Tod verliert seinen Schrecken, wenn ihm das Wörtchen klinisch vorangeht? Tatsächlich gibt es eine große Anzahl Grenzstadien zwischen Leben und Tod: Schlaf, Lethargie, narkotische Betäubung, Anabiose. Die Lebenstätigkeit des Organismus ist in diesem Zustand reduziert, gehemmt. Mit diesen Grenzstadien befaße ich mich in den letzten Jahren. Um die Funktionen des Organismus weitgehend zu verlangsamen, muß die Anabiose bis zum Äußersten, bis zum klinischen Tod, geführt werden. Das ist mir gelungen. Zuerst mußten Frösche, Kaninchen, Meerschweinchen und Affen dran

glauben. Schließlich aber schritt ich zu dem wichtigsten Experiment — der eignen Anabiose. Entsinnen Sie sich, im vergangenen Jahr sprach man viel darüber, daß ich schwer erkrankt sei? Ich war mehr als krank — ich war tot. Ganze sechs Monate lang.“

Bern hatte zwanglos die Beine vorgestreckt und die schlanken Hände hinter dem Kopf verschränkt. Die Augen hinter der Brille sahen sinnend zum Horizont.

„Ja, die Sonne ... Eine winzige Kugel, die ein kleines Eckchen des unendlichen schwarzen Raums schwach erhellt. Um sie kreisen andere Kugeln — noch unscheinbarer, noch kälter als sie. Das Leben auf ihnen hängt einzig und allein von der Sonne ab ... Und plötzlich entstehen auf einer dieser Kugeln Stämme denkender Tiere, Menschen genannt. Damit sie entstehen konnten, war zweifellos ein gewaltiger Kataklysmus erforderlich, eine gewaltsame Umwälzung der geologischen und biologischen Gegebenheiten auf unserem Planeten, durch die sich die Lebensbedingungen der Primaten, der Menschenaffen, jäh veränderten. Man ist sich einig, diesen Kataklysmus in der Eiszeit zu sehen. Das rasche Abkühlen der nördlichen Halbkugel, der Ausfall der Pflanzennahrung zwangen die Primaten, Steine und Knüppel in die Hand zu nehmen, um sich Fleischnahrung zu verschaffen. Sie gewöhnten ihren Körper an Arbeit, erkannten den Nutzwert des Feuers.“

Niemayer hörte schweigend zu. Der Professor kritzelte mit einem Streichholz eine Ellipse in den Sand, eine kleine Sonne und eine Kugel mit geneigter Achse — die Erde.

„Wie kam es zur Eiszeit? Die Neigung der Erdachse zur Ekliptik beträgt dreiundzwanzigeinhalb Grad, wie Sie wissen. Die Erdachse beschreibt einen Kegel im Raum... Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen die alten Weisheiten vortrage, aber die Sache liegt mir am Herzen. Für mein Vor-

haben ist wichtig, daß sich im Laufe der Jahrtausende die Erde in ihrer Lage zur Sonne verschiebt. Vor vierzigtausend Jahren war die südliche Halbkugel der Sonne näher zugekehrt, und unsere nördliche überzog sich mit Eis. Die nächste Vereisung der nördlichen Halbkugel steht in zwölf- bis dreizehntausend Jahren bevor. Der Mensch besitzt heute Möglichkeiten, um die Gefahr für sein Fortbestehen abzuwenden. Aber wer weiß denn, ob es zu der Zeit überhaupt noch Menschen geben wird? Ich jedenfalls bin davon nicht überzeugt. Wir rasen mit dem ungeheuren Tempo der modernen Wissenschaft ins Verderben ... Ich habe zwei Weltkriege miterlebt, den ersten als Soldat, den zweiten im Konzentrationslager Maidanek. Später war ich Augenzeuge von A- und H-Bomben-Tests, und trotzdem kann ich mir einen dritten Weltkrieg nicht ausmalen. Er würde entsetzlich sein! Unlängst las ich die wissenschaftlichen Untersuchungen eines Amerikaners, er berechnet, auf welche Weise man eine größtmögliche Strahlenverseuchung des Bodens, des Wassers, der Luft herbeiführen könnte. Ein wissenschaftlicher Alptraum!“

Der Professor griff sich mit beiden Händen an den Kopf und sprang auf.

Die Sonne war untergegangen, eine schwüle Nacht zog herauf. Matt leuchteten vereinzelte Sterne am tiefblauen, sich rasch verdunkelnden Firmament. Über die Wüste breiteten sich nachtschwarze Schatten.

Der Professor hatte sich wieder beruhigt, er sprach leise, fast gleichmütig. Doch was er mit seiner ausdruckslosen Stimme sagte, trieb Niemayer trotz der Schwüle einen Schauer über den Rücken.

„Ich glaube nicht, daß die Kernwaffen unseren Planeten einäschern werden. Sie werden nur die Radioaktivität der Atmosphäre bis zum äußersten steigern, und Sie wissen ja, wie sich das auf die Fortpflanzung und die Erbllichkeit

auswirkt. Was vom Menschengeschlecht übrigbleibt, entartet innerhalb weniger Generationen zu Idioten, die nicht mehr imstande sind, die unglaublich erschwerten Lebensverhältnisse zu meistern. Wenn also auf unserem kleinen kosmischen Spielball der fällige Zyklus zu Ende geht, werden auf ihm keine denkenden Wesen mehr sein.“

Der Professor streckte die Arme aus und deutete auf den Wüstensand.

„Jahrtausende wird unser Planet um die Sonne kreisen, still und leer wie die Wüste. Das Eisen verrostet, die Bauten zerfallen. Eine neue Eiszeit bricht an, und ihre Gletscher wischen wie ein Schwamm die letzten toten Überreste unserer unseligen Zivilisation vom Antlitz des Planeten. Schluß ... aus! Die Erde hat sich gesäubert, sie ist bereit, ein neues Menschengeschlecht aufzunehmen. Heute wird die Entwicklung des Tierreichs stark behindert: Wir begrenzen seinen Lebensraum, rotten seltene Gattungen aus. Doch sobald die Menschheit verschwindet, wird sich die Tierwelt ungestüm entwickeln. Und wenn die nächste Eiszeit beginnt, werden die neuen Primaten gerade wieder zu menschlichem Denken reif sein. So entsteht ein neues Menschengeschlecht, hoffentlich ein glücklicheres als das unsere.“

„Entschuldigen Sie, Professor. Aber die Erde trägt nicht nur Wahnsinnige und Selbstmörder.“

„Gewiß“, entgegnete der Professor mit einem müden Lächeln. „Doch ein Wahnsinniger kann mehr Unheil anrichten, als tausend Weise zu verhindern vermögen. Ich möchte mich selber vom Entstehen der neuen Menschheit überzeugen. Das Zeitrelais meines Apparates“, der Professor deutete mit dem Kopf nach dem Schacht, „enthält ein radioaktives Kohlenstoffisotop, dessen Halbwertszeit etwa achttausend Jahre beträgt. Das Relais funktioniert in achtzehn Jahrtausenden. Um diese Zeit vermindert sich die

Radioaktivität des Isotops so weit, daß die Blättchen des Elektroskops sich berühren und den Stromkontakt herstellen. Die Wüste Gobi wird dann längst wieder — wie vor der letzten Eiszeit — subtropisches Gebiet sein, ein blühender Garten, mit den besten Voraussetzungen für das Leben neuer Primaten.“

Niemayer sprang auf und rief erregt:

„Schön, die Kriegshetzer sind Wahnsinnige. Aber Sie und Ihr entsetzlicher Entschluß? Sie wollen für achtzehntausend Jahre tot sein? Das ist doch purer Selbstmord!“

„Unsinn. Das Risiko ist nicht größer als bei jedem schwierigen Experiment. Sie erinnern sich, vor ungefähr vierzig Jahren wurde in Sibirien, im ewig vereisten Boden, ein Mammut gefunden. Sein Fleisch war so frisch, daß die Hunde es mit Vergnügen fraßen. Wenn ein totes Tier unter zufällig entstandenen natürlichen Bedingungen Zehntausende Jahre frisch bleibt, warum sollte ich es nicht, wo doch alles wissenschaftlich genau berechnet und geprüft ist? Ich verlasse mich voll und ganz auf Ihre neuartigen Halbleiter-Thermoelemente. Sie wandeln nicht bloß Wärme in elektrischen Strom um, sondern funktionieren gleichzeitig als Kältespender. Ich hoffe, sie werden mir in den achtzehntausend Jahren keinen Strich durch die Rechnung machen.“

Niemayer zuckte die Achseln.

„Die Thermoelemente versagen nicht. Sie sind denkbar einfach in der Konstruktion, und die Bedingungen im Schacht sind durch die geringen Temperaturschwankungen und die Trockenheit äußerst günstig. Ich garantiere, daß die Halbleiter die Zeit nicht schlechter überdauern als der Mammut. Aber die übrigen Apparate? Wenn auch nur einer in den achtzehntausend Jahren ausfällt ...“

Bern redete sich groß auf vor dem Sternenhimmel.

„Die übrigen Apparate werden während meines anabio-

tischen Schlafes nicht beansprucht. Sie funktionieren nur zweimal: morgen früh und das nächste Mal nach achtzehntausend Jahren, zu Beginn des nächsten Lebenszyklus auf unserem Planeten. Bis dahin ruhen sie ebenso wie ich konserviert in der Kammer unter der Erde.“

„Sagen Sie bitte, Professor, Sie glauben wirklich felsenfest an den Untergang der Menschheit?“

„Man möchte nicht daran glauben“, antwortete Bern sinnend. „Aber ich bin ja nicht nur Gelehrter, sondern auch ein Mensch. Deshalb drängt es mich, alles selber zu sehen. Wir wollen schlafen gehen. Morgen steht uns eine Menge Arbeit bevor.“

Niemayer schlief schlecht in dieser Nacht, sein Hirn war überreizt. Als die ersten Sonnenstrahlen das Zelt vergoldeten, stand er erleichtert auf. Sofort öffnete auch Bern die Augen.

Sie stiegen in den Schacht hinunter. Aus der kühlen Tiefe war ein kleines Fleckchen ungewöhnlich blauen Himmels zu sehen. Unten weitete sich der enge Kamin. In einer Nische befand sich die Spezialkammer; Niemayer und Bern hatten sie in den letzten Tagen montiert. Dicke Kabel liefen von ihr zu den in den sandigen Schachtwänden eingebauten Thermoelementen.

Bern kontrollierte ein letztes Mal alle Apparate. Niemayer verstaute unterhalb der Schachtmündung eine Sprengladung, deren Zündleitungen in die unterirdische Kammer führten. Alle Vorbereitungen waren getroffen.

Als die beiden Männer wieder im Freien standen, zündete sich der Professor eine Zigarette an und ließ den Blick umherschweifen.

„Herrlich ist die Wüste heute, nicht wahr, mein lieber Freund? In wenigen Stunden unterbreche ich mein Leben. Sie nennen es Selbstmord. Sehen Sie die Dinge doch unbefangener an! Das Leben ist ein winziger Strich

auf dem endlosen Band der Zeit. Und ich habe mir in den Kopf gesetzt, daß mein Leben aus zwei ‚Strichen‘ bestehen solle. So, und jetzt sagen Sie mir noch etwas zum Abschied. Merkwürdig, wir hatten fast nie Zeit, anders als dienstlich miteinander zu sprechen.“

„Ich ... Ich weiß nicht ... Was soll ich sagen? Ich kann nicht glauben, daß Sie das wirklich tun. Ich fürchte mich, es zu glauben.“

„Gut, wir wollen den Abschied kurz machen. Inszenieren Sie auf dem Rückweg eine Katastrophe mit dem Hubschrauber — so wie wir es beschlossen haben. Sie wissen ja selber, die wichtigste Voraussetzung für das Gelingen des Experimentes ist, daß es absolut geheim bleibt. In zwei Wochen fangen die Herbststürme an. Leben Sie wohl... Und gucken Sie mich nicht mit solchen Augen an, ich überlebe euch alle!“

Der Professor drückte Niemayer die Hand.

„Hat die Kammer nur für einen Platz?“ fragte der Ingenieur plötzlich.

„Nur für einen.“ Ein warmer Schein glitt über Berns Gesicht. „Jetzt tut es mir beinahe leid, daß ich Sie nicht früher für meinen Plan gewonnen habe.“ Der Professor trat auf die Leiter. „In fünf Minuten gehen Sie weg vom Schacht!“ Sein grauhaariger Kopf verschwand in der Tiefe.

Bern verschraubte hinter sich die Tür und legte einen mit vielen Schläuchen und Leitungen versehenen Schutzanzug an. Dann streckte er sich auf einem Plastiklager aus, das seinen Körperformen nachgebildet war. Er bewegte sich probeweise — es war weich und bequem. Vor ihm am Pult leuchteten die Signallampen.

Der Professor tastete nach dem Auslöseknopf. Er zögerte ein Weilchen und drückte dann. Ein leichter Stoß, ohne jeden Laut, durchlief die Kammer. Der Schacht war verschüttet. Mit einem letzten Handgriff schaltete Bern die

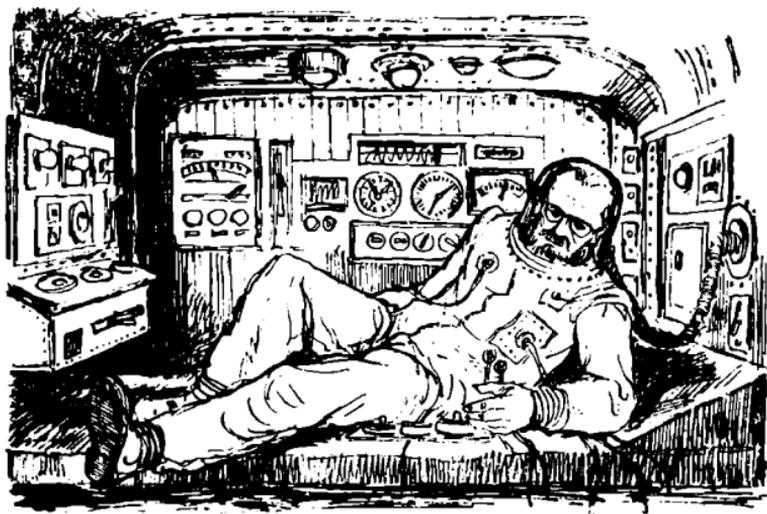
Kühlpumpen und das Narkosegerät ein. Er legte den Arm in die dafür bestimmte Vertiefung des Lagers und blickte auf eine kleine leuchtende Kugel an der Decke. Langsam zählte er die Sekunden ...

Niemayer sah eine Sand- und Staubsäule aus dem Schacht emporstieben, begleitet von einem dumpfen Knall. Professor Berns Kammer lag jetzt unter einer fünfzehn Meter dicken Erdschicht begraben ...

Der Ingenieur blickte sich verstört um, ein Grauen überkam ihn in der plötzlichen Einsamkeit. Langsam schritt er zum Hubschrauber.

Fünf Tage später erreichte er, nachdem er pflichtgetreu den Helikopter gesprengt hatte, eine kleine mongolische Stadt.

Eine Woche darauf begannen die Herbststürme. Sie jagten den Sand und ließen die welligen Dünen wandern, sie glätteten alle Spuren und Vertiefungen, und nichts mehr



Unterschied die letzte Lagerstätte der Expedition von den Tausenden Kilometern Wüste ringsum...

Ein zerfließendes grünes Licht schwamm zitternd aus der Dunkelheit auf Bern zu. Als es zu vibrieren aufhörte, begriff der Erwachende, daß es die Signallampe des radioaktiven Relais war.

Langsam hellte sich Berns Bewußtsein auf. Links erblickte er das Chronometer, das die Jahrhunderte maß: Die Elektroskopblättchen hatten sich vereinigt, der Zeiger stand zwischen 19 und 20. Mitte des zwanzigsten Jahrtausends — flog es dem Professor durch den Kopf. Sein Geist arbeitete klar, eine verhaltene Erregung stieg in ihm auf.

Zuerst den Körper prüfen. Er bewegte vorsichtig Hände und Füße, öffnete und schloß den Mund. Der Körper gehorchte ihm, nur das rechte Bein war eingeschlafen. Hatte es schlecht gelegen, oder stieg die Temperatur zu rasch?

Bern machte einige energische Bewegungen, um das Blut anzutreiben. Dann erhob er sich und sah auf die Geräte. Die Zeiger des Voltmeters waren gesunken, offenbar hatten sich die Akkumulatoren beim Auftauen entladen. Bern schaltete die Wärmebatterien auf Laden um, die Zeiger erzitterten und begannen zu steigen.

Der Professor dachte an Niemayer — seine Thermoelemente hatten durchgehalten. Doch an diesen Gedanken schloß sich sofort eine seltsame, schmerzliche Zwiespältigkeit — Niemayer war tot, alle waren tot...

Berns Blick blieb an der kleinen Metallkugel unter der Decke hängen, sie war dunkel und glänzte nicht. Ungeduldig sah er noch einmal auf die Voltmeter. Das Laden der Akkumulatoren ging langsam, aber wenn er die Thermobatterien gleichzeitig einschaltete, mußte die Energie zum Aufstieg genügen.

Der Professor kleidete sich um und kletterte durch eine Luke in der Decke in die mit einem automatischen Erdbohrer versehene Steigglocke.

Ein Druck auf den Hebel — die Elektromotoren heulten kurz auf, sie gingen auf Touren. Der Bohrer fraß sich in das Erdreich. Bern spürte mit Erleichterung, daß die Glocke langsam stieg.

Nach einiger Zeit hörte das Kratzen und Schaben an den Außenwänden auf. Die Steigglocke hatte die Oberfläche erreicht. Bern öffnete mit dem Schraubenschlüssel die hermetischen Verschlüsse. Die Tür wollte nicht aufgehen, er riß sich die Finger wund. Jetzt drang bläuliches Dämmerlicht durch den Spalt. Noch eine letzte Muskelanspannung, und der Professor stieg aus der Glocke ins Freie.

Ringsum war Wald. Still und dunkel ragte er im kühlen Abendlicht.

Die kegelförmige Steigglocke war unweit der Wurzel eines mächtigen Baumes emporgekommen. Sein breiter Stamm hob die dichte Krone hoch in den Abendhimmel. Ziemlich entsetzt dachte Bern: Und wenn der Baum nun einen halben Meter weiter links stünde?

Er ging heran und befühlte die großporige Rinde, seine Finger wurden feucht. Merkwürdige Gattung. Aber es ist zu dunkel. Ich werde bis morgen früh warten müssen.

Der Professor begab sich wieder in die Steigglocke, überzeugte sich, daß Konserven, Wasser, Kompaß und Pistole in Ordnung waren, und zündete sich eine Zigarette an.

Bisher ist alles genau so, wie ich es vorausgesagt habe, dachte er stolz. Die Wüste hat sich mit Wald bedeckt... Ich möchte bloß wissen, ob die radioaktive Uhr richtig gegangen ist. Aber wie soll ich das feststellen?

Die Bäume standen nicht sehr dicht, und Bern sah die ersten Sterne aufleuchten. Ein Gedanke durchzuckte ihn: Die Wega mußte jetzt der Polarstern sein!

Er nahm den Kompaß, suchte sich einen Baum mit niedrigen Ästen und kletterte mühevoll hinauf. Die Zweige zerkratzten ihm das Gesicht, irgendein Vogel schreckte schnarrend aus dem Schlaf und schlug Bern schmerzhaft gegen die Wange; sein sonderbarer Schrei hallte noch lange durch den Wald. Ziemlich atemlos erreichte der Professor den Wipfel und machte es sich auf einem Ast bequem.

Es war inzwischen Nacht geworden. Ein funkelnder Sternenhimmel dehnte sich über dem Wald. Aber vergeblich suchte der Professor nach den bekannten Sternbildern, dem Großen Bären, der Kassiopeia. Sie waren nicht da und konnten auch nicht da sein, denn in den achtzehntausend Jahren hatten sich die Sterne verschoben. Nur die Milchstraße schimmerte unverändert — eine himmelumspannende, silberne Brücke.

Bern führte den Kompaß an die Augen und schaute auf den leicht fluoreszierenden Zeiger, der nach Norden wies. Er blickte in diese Richtung. Ziemlich tief über dem schwarzen Horizont leuchtete fast ohne zu flimmern ein großer grünlicher Stern, die Wega. Rings um sie blinkten einige kleinere Sterne, das Sternbild der Leier, nur völlig verzerrt.

Jeder Zweifel war ausgeschlossen — er befand sich im 20. Jahrtausend!

Viele Gedanken bewegten Bern in dieser Nacht. Er tat kein Auge zu. Endlich verblaßten die Sterne, und zwischen den Bäumen breitete sich der Frühdunst aus.

Der Professor schaute sich das dichte hohe Gras zu seinen Füßen an. Das war doch gigantisches Moos! Auch darin hatte er sich nicht geirrt — nach der Eiszeit entwickelten sich zuerst die primitiven und zähen Farnpflanzen.

Immer weiter wanderte der Professor durch den Wald.

Seine Füße verfringen sich in den langen biegsamen Moosfarren, die Schuhe waren bald vom Tau durchweicht. Eis mußte Herbst sein, denn das Laub zeigte eine ungewöhnlich bunte Pracht — Grün mischte sich mit Weinrot, Orange und Zitronengelb.

Berns Blick wurde von schlanken Bäumen mit kupferroter Rinde angezogen. Ihre Blätter leuchteten im frischen Dunkelgrün. Er ging näher heran, die Bäume erinnerten an Tannen, nur hatten sie statt der Nadeln harte, spitze, schilfartige Blätter, die jedoch nach Tanne dufteten.

Langsam belebte sich der Wald. Ein Windzug lief raschelnd durch die Bäume und vertrieb die Reste des Morgennebels. Über den Wipfeln stieg die Sonne auf, die gute, alte, aber nie alternde Sonne. An ihr waren die achtzehntausend Jahre spurlos vorbeigegangen.

Plötzlich vernahm der Professor seltsame Laute, die an ein Grunzen erinnerten; dann knackten brechende Zweige. Hinter einem Baum kam ein braunes Tier mit spitzer Schnauze zum Vorschein. Ein Wildschwein, dachte der Professor. Aber anders als zu meiner Zeit, mit einem Horn über dem Rüssel! Das Wildschwein bemerkte jetzt seinerseits den Professor. Für eine Sekunde erstarrte es und stürzte dann quietschend ins Unterholz zurück. Es hat vor Menschen Angst! dachte der Professor verwundert.

Doch im selben Augenblick machte sein Herz einen Sprung: Über das vom Tau silbrige Moos zog sich deutlich die dunkle Spur nackter Menschenfüße.

Der Professor hockte sich hin, um besser sehen zu können. Die Abdrücke waren flach, der große Zeh stand seitlich ab. Hier war vor kurzem ein Mensch vorübergegangen! Bern vergaß alles auf der Welt. Gebückt eilte er der Spur nach.

Hier gab es Menschen, und da die Wildschweine sie fürchteten, mußten sie stark und gewandt sein!

Die Spuren führten Bern zu einer Lichtung. Und dort begegnete er ihnen! Zuerst drangen seltsame, gutturale Schreie an sein Ohr, und gleich darauf erblickte er mehrere gelbgrau behaarte Wesen. Sie standen in gekrümmter Haltung an einem Baum und hielten sich an den Zweigen fest. Ihre Augen waren auf den Professor gerichtet. Bern blieb stehen. Alle Vorsicht vergessend, betrachtete er mit verzehrender Neugier die zweibeinigen Wesen. Zweifelsohne hatte er Affen im Stadium der Menschenwerdung vor sich — die fünffingrigen Hände, die niedrigen Stirnen mit den starken Jochbögen, die riesigen vorgeschobenen Kiefer verrieten es. Einige von ihnen trugen sogar eine Art Umhang aus Fell.

Alles war eingetroffen. Bern empfand auf einmal ein Triumphgefühl und zugleich eine beklemmende Einsamkeit. Der Zyklus hatte sich vollendet: was Zehntausende Jahre vor seiner Zeit gewesen war, war Jahrtausende nach seiner Zeit wiedergekehrt.

Einer der Menschenaffen rückte auf Bern zu und schrie etwas; es klang befehlend. Der Professor sah einen dicken Knüppel in der Hand des Affen. Offenbar war es das Leittier, denn alle andern hielten sich hinter ihm. Tolpatschig, aber ziemlich rasch trotteten die Menschenaffen auf ihren krummen Beinen näher. Erst in diesem Augenblick wurde sich Bern der Gefahr bewußt. Er schoß sämtliche Patronen seiner Pistole in die Luft und rettete sich, so schnell er konnte, in den Wald.

Das war ein Fehler. Wäre er über die Lichtung geflüchtet, so hätten ihn die Affen kaum eingeholt, denn ihre Beine waren an ebnes Gelände noch nicht sonderlich gewöhnt. Im Wald aber waren sie die Herren. Mit gellenden Schreien schwangen sie sich von Baum zu Baum, allen voran das Leittier mit dem Knüppel.

Immer näher hörte der Professor das wilde frohlockende

Kreischen — die Affen waren schon über ihm. Sie werden mich umbringen, dachte er. Ich hätte nicht weglaufen dürfen, den Fliehenden schlägt man... Das Herz hämmerte ihm in der Brust, über das Gesicht lief der Schweiß, die Beine versagten.

Doch plötzlich schwand die Angst, verdrängt von einem erbarmungslos klaren Gedanken: Wozu rennen? Wozu sich retten? Das Experiment ist beendet! Er blieb stehen, umfaßte einen Baumstamm und wandte das Gesicht seinen Verfolgern zu.

Als erstes watschelte, den Knüppel schwingend, das Leittier heran. Der Professor sah noch die winzigen, bösen, blutunterlaufenen Augen, die gefletschten Zähne. Der Affe schrie durchdringend auf, dann ließ er seinen Knüppel auf Berns Kopf niedersausen. Blutüberströmt sank der Gelehrte zu Boden. Für einen Augenblick verlor er das Bewußtsein. Doch in der nächsten Sekunde gewahrte er neuerlich den geschwungenen Knüppel, sah die heraneilenden anderen Affen. Am blauen Himmel blitzte etwas Silbergrünes auf.

Und doch ist eine neue Menschheit im Werden! war sein letzter Gedanke.

Einige Tage später brachte das „Mitteilungsblatt der Weltakademie“ folgende Notiz:

„12. September 18.790 ÄBM (Ära des befreiten Menschen). Im Asiatischen Naturschutzpark auf dem Gelände der ehemaligen Wüste Gobi wurde schwerverletzt und bewußtlos ein Mann aufgefunden und per Ionoplan in die nächste Wiederbelebungsstation eingeliefert. Zur Zeit ist er noch ohne Besinnung, doch befindet er sich außer Lebensgefahr.

Nach Schädelbau, Nervensystem und den Überresten der Kleidung zu urteilen, stammt der Mann aus den ersten



Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Auf welche Weise ein Mensch jener technisch und wissenschaftlich primitiven Epoche sein Leben für achtzehn Jahrtausende konserviert hat, konnte vorläufig noch nicht geklärt werden. Eine Sonderexpedition der Akademie ist zu Untersuchungszwecken in den Naturschutzpark abgereist.

Wie bekannt, experimentieren bereits mehrere Generationen von Biologen im Gobi-Naturschutzgebiet, um die Richtigkeit der Hypothese von der Entstehung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft zu beweisen. Die Gelehrten haben eine Rasse von Menschenaffen gezüchtet, die sich gegenwärtig im Übergangsstadium zum Pithekanthropus befinden. Eine Sippe dieser Wesen haust unweit der Stelle, wo der geheimnisvolle Mensch aufgefunden wurde. Höchstwahrscheinlich haben sie ihn niedergeschlagen.

Die paläontologische Abteilung der Akademie ist beauftragt, die Beobachtungen im Naturschutzgebiet zu verstärken. Insbesondere muß darauf geachtet werden, daß die Menschenaffen ihr Arbeitswerkzeug nicht zum Morden mißbrauchen, da sich das schädlich auf die Herausbildung ihrer Mentalität und Geisteswelt auswirkt.

Präsidium der Weltakademie.“

Leicht gekürzte Fassung

Deutsch von Hilde Angarowa

Liebe Freunde!

Auf vielfach geäußerten Wunsch geben wir nachstehend eine Übersicht der in den Jahren 1960 und 1961 erschienenen Hefte.

- Nr. 1 Alexander Kosatschinski, Der grüne Wagen
- Nr. 2 W. Kitain/W. Ossipow, Kundschafter im Kreuzverhör
- Nr. 3 Jean Lafitte, Anschlag auf Sainte-Assise
- Nr. 4 Valeri Ossipow, Der letzte Brief
- Nr. 5 J. W. Schultz, Sohn der Navaho I
- Nr. 6 J. W. Schultz, Sohn der Navaho II
- Nr. 7 Heinz Randow, Tierfang auf Ceylon
- Nr. 8 Rolf Guddat, Mann im Kabelgatt
- Nr. 9 Jack Lindsay, Die Flüchtlinge I
- Nr. 10 Jack Lindsay, Die Flüchtlinge II
- Nr. 11 Wadim Belozerkowski, Endspurt
- Nr. 12 Jurij Brëzan, Borbass und die Rute Gottes
- Nr. 13 Otto Bonhoff, Start ohne Heimkehr
- Nr. 14 W. Tschiwilichin, In den Strudeln des Kasyr
- Nr. 15 Stärker als der Ozean
- Nr. 16 Heiner Heindorf, Der grüne Stern
- Nr. 17 Pawel Luknlzki, Der Überfall
- Nr. 18 Hans Müncheberg, Der Tod von La Morgaine
- Nr. 19 Franz Hannemann, Ein Kochgeschirr voll Zucker
- Nr. 20 James Aldridge, Der Haifischkäfig
- Nr. 21 Konstantin Badigin, Verschollen auf Grumant I
- Nr. 22 Konstantin Badigin, Verschollen auf Grumant II
- Nr. 23 Hans Robert Schröter, Die Bewährung
- Nr. 24 J. W. Schultz, Der Irrtum des Einsamen Bison

1961

- Nr. 1 Arkadi und Boris Strugazki,
Atomvulkan Golkonda I
- Nr. 2 Arkadi und Boris Strugazki,
Atomvulkan Golkonda II
- Nr. 3 Arkadi und Boris Strugazki,
Atomvulkan Golkonda III
- Nr. 4 Marianne Bruns, Das ist Diebstahl
- Nr. 5 Walter Conrad, Notlandung in der Wüste
- Nr. 6 Nikolai Bogdanow, Der Teufelskerl
- Nr. 7 Jossif Freilichman, Die Spionin
- Nr. 8 Fritz A. Körber, Juan und Sico I
- Nr. 9 Fritz A. Körber, Juan und Sico II
- Nr. 10 Norbert Frýd, Der Fall Major Hogan
- Nr. 11 Klaus Heilbock, Flucht in die Thorwalder Wände
- Nr. 12 Boris Lawrenjow, Eine alltägliche Geschichte
- Nr. 13 Franco Solinas. Der Fischer im Netz
- Nr. 14 Vladimír Šustr, ... und die Indianer ziehen zum
Rio Negro
- Nr. 15 Jossif Dik, Im Urwald Kara-Bumba
- Nr. 16 Friedrich Jarschel, Der Löwe von Gombari
- Nr. 17 Analoli Rybakow,
Ein Autowrack und 1000 Streiche I
- Nr. 18 Anatoli Rybakow,
Ein Autowrack und 1000 Streiche II
- Nr. 19 Dieter Schubert, Der Polyp
- Nr. 20 Heiner Rank, Der Zug geht um fünf
- Nr. 21 Karl Grünberg, Der Goldschatz in der Taiga
- Nr. 22 Manfred Künne. Die Befehle des Kapitäns Lothaire
- Nr. 23 John Steinbeck, Der rote Pony
- Nr. 24 Gennadi Fisch, Die Schuld des Partisanen

Leider müssen wir jedoch darauf hinweisen, daß alle Titel im Verlag bereits vergriffen sind und nicht nachgeliefert werden können.

Eure Redaktion „Kleine Jugendreihe“

In nächster Zeit

erscheinen zwei spannende Sonderhefte:

DIE GEHEIMMELDUNG

Eine Erzählung von Gefangenschaft,

Flucht und Heldenmut

DER TOD MUSS WARTEN

Die Schilderung

einer gefährvollen Expedition durch Wildnis

und reißende Flüsse

Erhältlich in Buchhandlungen und Zeitungskiosken

Der junge Arbeitsdienstler Otto stand vor Gericht; den Schorfbauernknecht sollte er ermordet haben. Wer ihn tatsächlich umgebracht hatte, interessierte die Nazirichter des „tausendjährigen Reiches“ nicht.

Unsere nächste Erzählung

Otto und Else

berichtet vom Kampf der deutschen Arbeiterjugend gegen den Faschismus.

